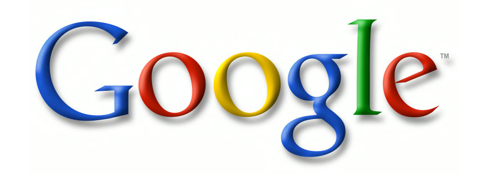
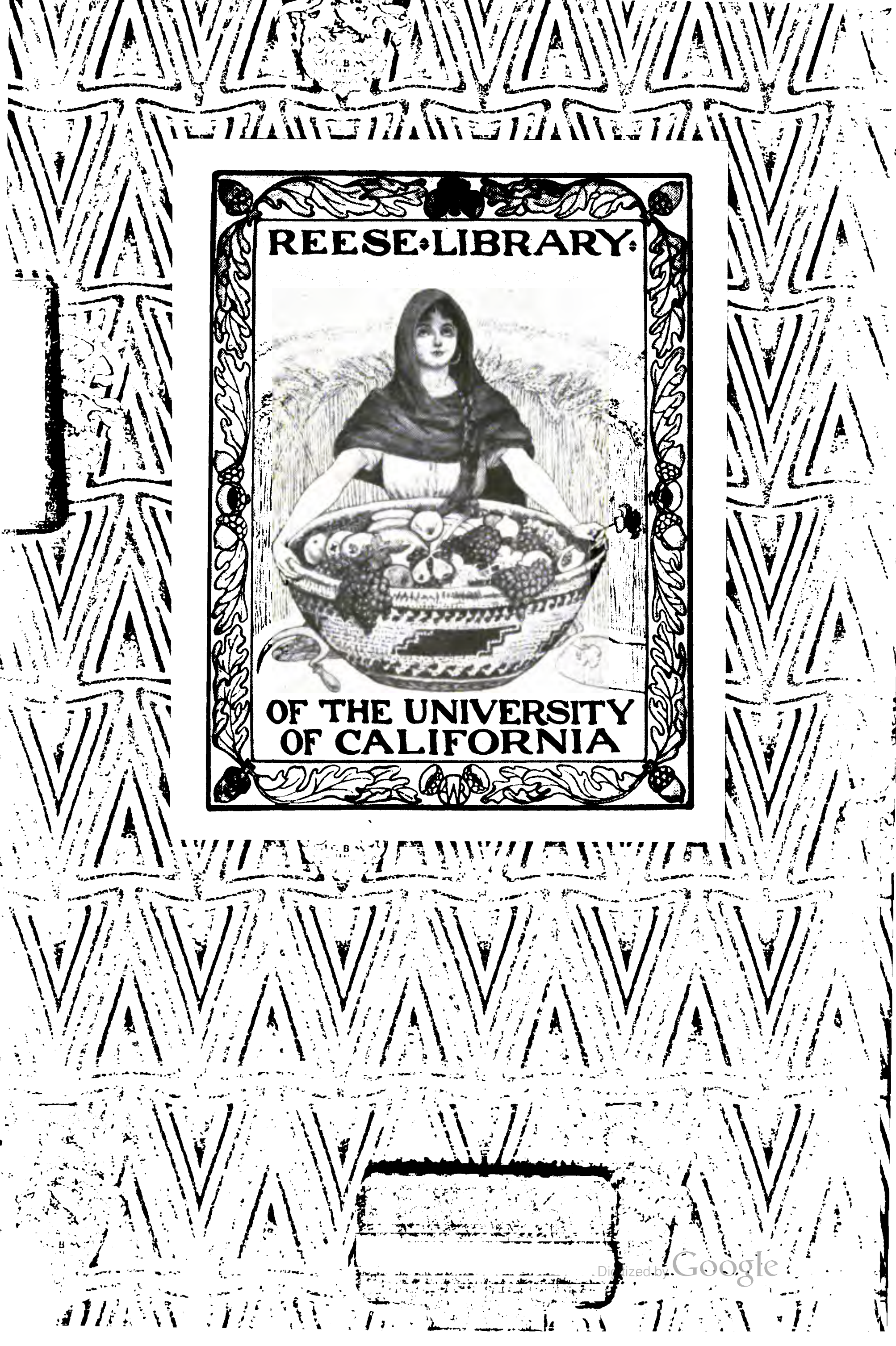


William Wrede

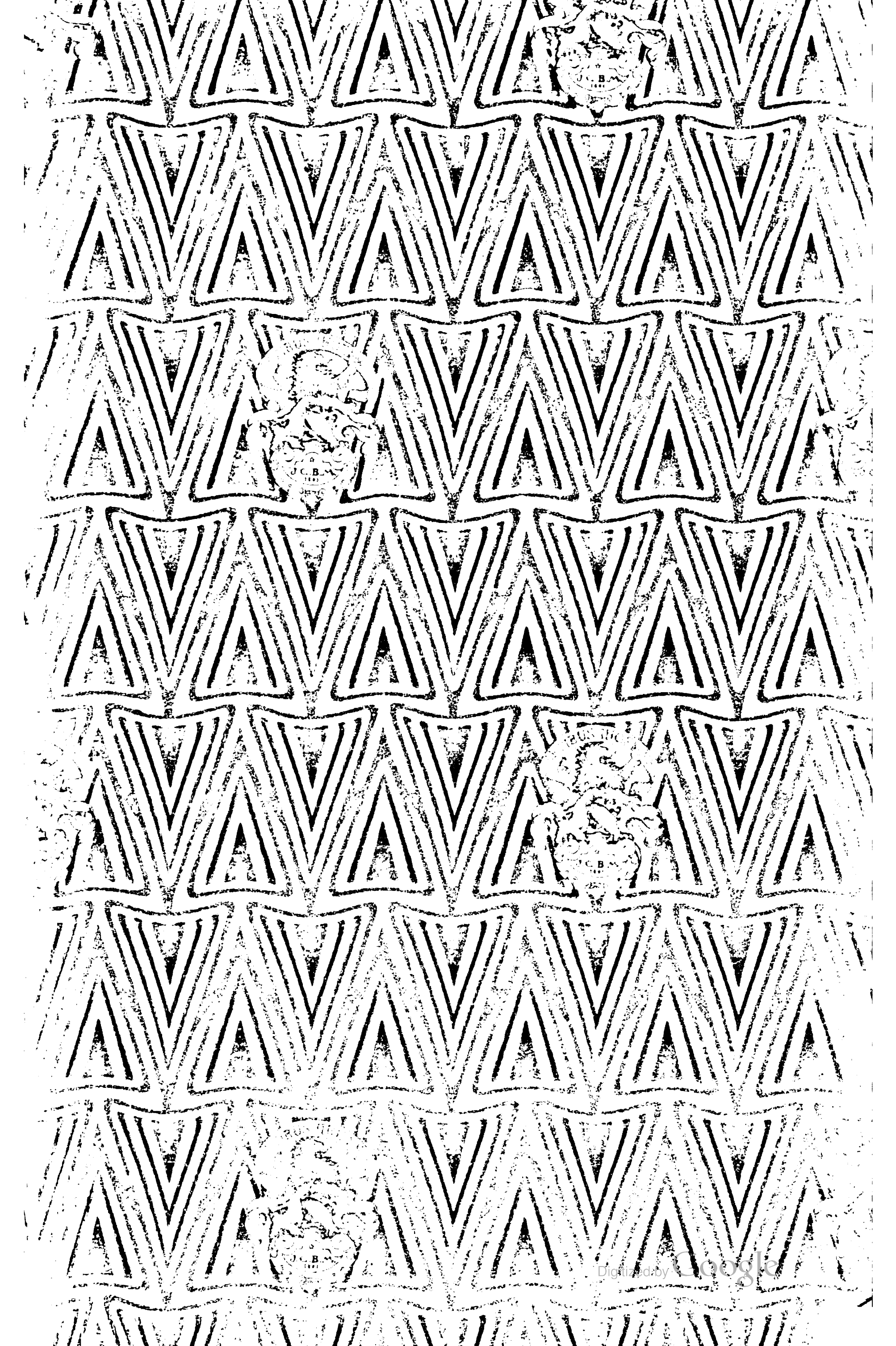
Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments



Lebensfragen
—Herausgeber—
H. Weinel



REESE LIBRARY
OF THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA



Lebensfragen

Schriften und Reden

herausgegeben von Heinrich Weinel

18

Lebensfragen.

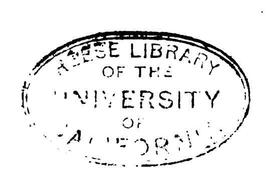
1. Die Religion unserer Klassiker (Lessing, Herder, Schiller, Goethe). Von Karl Sell. 1904. M. 2.80, geb. M. 3.80.
2. Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Rudolf Otto. 1904. M. 3.—, geb. M. 4.—.
3. Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Heinrich Weinel. 1904. M. 3.—, geb. M. 4.—.
4. Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Paul Drews. 1905. 50 Pfg.
5. Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingsten, ihre Entstehung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. Von A. Meyer. 1905. M. 3.—, geb. M. 4.—.
6. Religion und Kunst. Von Ernst Linde. 1905. 50 Pfg.
7. Wahre Frauenbildung. Ein Mahnwort an die Gebildeten. Von Marie Martin. 1905. 50 Pfg.
8. Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Von G. Krüger. 1905. M. 3.—, geb. M. 4.—.
9. Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg. 1905. M. 3.—, geb. M. 4.—.
10. Erlösung. Von R. Herrmann. 1905. 50 Pfg.
11. Zur Ueberwindung des Zweifels. Von Paul Jaeger. 1906. 90 Pfg.
12. Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Von Emil Fuchs. 1906. M. 3.—, geb. M. 4.—.
13. Carlyle und Goethe. Von Otto Baumgarten. 1906. M. 2.40, geb. M. 3.40.
14. Jesu Blut ein Geheimnis? Von Paul Fiebig. 1906. M. 1.20.
15. Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? Eltern und Lehrern zur Hilfe. Von Else Zurhellen-Pfleiderer und Otto Zurhellen. 1906. M. 3.60. Gebunden M. 4.60.
16. Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Weinel. 8.—10. Tausend. Neue Bearbeitung. 1907. M. 3.—, gebunden M. 4.—.
17. Was ist uns heute die Bibel? Von F. Niebergall. 1907. M. 1.20.
18. Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments. Vorträge. Von William Wrede. 1907.
19. Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? Von Arnold Meyer. Unter der Presse.
20. Die Kritik des Individualismus am Christentum. Ibsen. Björnson. Nietzsche. Von Heinrich Weinel. Unter der Presse.

Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments.

Vorträge

von

William Wrede,
† Prof. in Breslau.





Tübingen.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1907.

Published April 30, 1907.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Die folgenden Vorträge über die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments wurden am 16. und 24. Januar und am 6. Februar 1904 in der Aula des städtischen Gymnasiums zu Liegnitz vor einem größeren Kreise von Gebildeten, Herren und Damen, gehalten. Die Wahl des Themas erfolgte auf Wunsch der Kirchlichen Vereinigung zu Liegnitz, von der die Veranstaltung der Vorträge ausging.

Am Anfang und am Schluß wurden die speziellen Beziehungen auf die damaligen Zuhörer fortgelassen, dagegen sind die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte sowie die Zitate hinzugefügt. Sonst wurden keine Aenderungen an dem Manuskript vorgenommen, auch in dem Abschnitt über Paulus nicht, obwohl ja hier schon manches, namentlich in der Schilderung der Persönlichkeit des Apostels, an den — späteren — „Paulus“ in den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern erinnert.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
I. Paulus und die paulinische Briefliteratur 6
Persönlichkeit des Paulus 10
Briefe des Paulus: 20
Der 1. Korintherbrief 24
Der Galaterbrief 25
Der Römerbrief 26
Der 2. Korintherbrief 27
Der 1. Thessalonischer Brief 27
Der Philipperbrief 27
Der Kolosserbrief 27
Der Brief an Philemon 28
Echtheit und Unechtheit von Briefen 28
Der 2. Thessalonicherbrief 32
Der Epheserbrief 33
Die Briefe an Timotheus und Titus 33
II. Die Evangelien 36
Die Synoptiker 40
Markus 43
Matthäus 43
Lukas 45
Die synoptische Frage 47
Die Evangelien und die Ueberlieferung vom Leben Jesu 53
Das Johannesevangelium 61

III. Die übrigen Schriften des Neuen Testaments und die Entstehung des Kanons 73
Die Apostelgeschichte 74
Der Hebräerbrief 82
Die katholischen Briefe 87
Der 2. Petrusbrief 89
Der Judasbrief 89
Der 1. Petrusbrief 90
Der Jakobusbrief 91
Die Johannesbriefe 93
Die Offenbarung des Johannes 94
Die Entstehung des neutestamentlichen Kanons . . . 104

Ueber die Entstehung des Neuen Testaments beabsichtige ich in diesen Vorträgen zu sprechen, weiß ich doch, daß dieser Gegenstand eines weitgehenden Interesses sicher ist.

Denken wir 200 Jahre zurück: damals lagen die Dinge ganz anders als heute. Die Frage: wie ist dieses kleine, aber so überaus einflußreiche, für die Menschheit so unendlich wichtige Buch, das wir Neues Testament nennen, zu stande gekommen? existierte damals für weitere Kreise überhaupt nicht. Sie existierte ja kaum für die theologische Wissenschaft selbst. Nur die allerersten Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung waren vorhanden und fast noch 100 Jahre währte es, bis die außerordentlich eifrige und nachhaltige Arbeit einsetzte, die die theologische Forschung bis heute aufgewendet hat, um zu einer Antwort auf die Frage zu gelangen.

Auch heute ist freilich diese Arbeit noch keineswegs ein Gemeingut der gebildeten Kreise geworden, gleichwohl ist von ihr doch soviel in weitere Schichten gedrungen, daß der Sinn, das Interesse für das Problem allerorten vorhanden ist, vorab bei allen denen, die nach einem Ausgleich zwischen den Interessen der Religion und den Ergebnissen der modernen Wissenschaft trachten, aber auch bei vielen, die der Religion selbst ferner stehen und ganz einfach als gebildete Menschen erfahren möchten, was es mit der klassischen Urkunde des Christentums — das ist das Neue Testament — für eine Bewandtnis hat.

Diese Aufgeschlossenheit für den Gegenstand, dieser Anteil an den Fragen, die hier gestellt werden, gibt einem Vertreter

der Wissenschaft das Recht, öffentlich über diese Dinge zu sprechen. Zwar — es ist wahr, die Sache ist von besonderer Zartheit, weil in der mannigfachsten Art Gemütsinteressen sich damit verbinden. Aber es ist ebenso wahr, daß die Wissenschaft doch nicht ewig Geheimwissenschaft bleiben kann. Es muß ihr erlaubt sein, was sie ehrlich erforscht hat, denen, die ehrlich danach *fragen*, ehrlich und offen bekannt zu geben.

Fragen aber heißt wissen wollen. Dann heißt antworten Wissen mitteilen. Und damit habe ich ganz kurz bezeichnet, was ich in meinen Vorträgen will: ich will darlegen, was wir heute über die Ursprünge des Neuen Testaments wissen und wieviel wir darüber wissen. Das ist alles. Ich betone das, weil man leicht von diesen Vorträgen etwas erwarten könnte, was sie nicht bieten werden. Ich habe weder die Absicht, das Neue Testament gegen Einwürfe zu verteidigen, noch auch gewisse Vorstellungen über das Neue Testament und seinen Wert anzugreifen und zu bestreiten. Jede derartige Nebentendenz liegt mir fern. Es ist das schöne Vorrecht der strengen, echten Wissenschaft, alles, was mit den Leidenschaften und Streitfragen des Tages zu tun hat, beiseite zu lassen und unbeirrt zunächst nur einem Ziele zuzustreben, nämlich den Tatsachen selbst auf den Grund zu kommen. Von diesem Vorrechte möchte ich auch in diesen Stunden Gebrauch machen.

Eines aber muß allerdings von vornherein klar ausgesprochen werden, denn in diesem Punkte dürfen keine Mißverständnisse entstehen. Die alte und noch heute bei Unzähligen unerschütterte Vorstellung von einer übernatürlichen Entstehung der Bibel und des Neuen Testaments im besondern kann die Wissenschaft nicht teilen. Sie hat sie ja selbst zerstört. Diese Vorstellung scheitert schon an den einfachsten Tatsachen, z. B. an den mancherlei Widersprüchen, die zwischen

den Berichten der vier Evangelien bestehen. Sie ist überdies nachweislich, als die neutestamentlichen Schriften entstanden, noch gar nicht vorhanden gewesen, vielmehr stellt sie ein späteres Urteil der Kirche über diese Schriften dar. Nein, die Bücher des Neuen Testaments sind nicht, wie man einst meinte, den menschlichen Verfassern von der Gottheit selbst in die Feder diktiert, sie sind vielmehr von Menschen auf durchaus menschliche Weise geschrieben, es handelt sich mit einem Worte um geschichtliche Urkunden, Denkmäler einer religiösen Geschichte, der Geschichte des Christentums in seiner Ursprungsepoche.

Damit ist der religiöse Wert des Neuen Testaments nicht angetastet, die Erhabenheit seiner Gedanken nicht bestritten. Wohl aber ergibt sich von selbst, daß die Frage nach der Entstehung des Neuen Testaments eine geschichtliche und eine rein geschichtliche Frage ist. Der Theologe, der sich mit ihr befaßt, ist in Wahrheit Geschichtsforscher. Er untersucht ganz in derselben Weise, wie der, der aus alten Urkunden die Urgeschichte des römischen Staates, oder wie der, der den Ursprung und das Alter der heiligen Bücher der Inder zu ermitteln strebt. Auch die sogenannten orthodoxen Theologen verfahren grundsätzlich gar nicht anders. Sie werfen die gleichen Fragen auf wie die Theologen der liberalen oder kritischen Richtung und sie entscheiden sie mit geschichtlichen Erwägungen.

In dem allen liegt aber, daß die Untersuchung unserer Frage volle Freiheit ebenso verlangt, wie verträgt. Die Ergebnisse können bei einer Untersuchung unmöglich zum voraus fest stehen, die Marschroute kann nicht gebunden sein, sonst ist die ganze Forschung nur ein Schein und Spiel. Und die Einmischung irgend welcher Glaubensansichten, irgend welcher Vorurteile muß sich jeder Forscher ernstlich verbitten und für

seine Person ängstlich vermeiden. Es gilt, einen Tatbestand der fernen Vergangenheit festzustellen. Was sollten da subjektive Meinungen, persönliche Glaubensüberzeugungen zur Aufhellung beitragen können? Sie könnten stets nur stören. Ein Wissen über das was gewesen ist, was einst geschehen ist, können wir niemals unsern Gedanken entnehmen, sondern allein den vorhandenen geschichtlichen Urkunden und Quellen.

Aber ist die Frage nach der Entstehung des Neuen Testaments überhaupt lösbar? Darauf läßt sich weder mit einem runden Ja, noch mit einem runden Nein antworten. Ueber allen Werdezeiten großer geschichtlicher Bewegungen, insbesondere neuer Religionen pflegt ein gewisses Dunkel oder Halbdunkel zu liegen. Das gilt in mancher Hinsicht auch vom Christentume? Es ist wie mit dem Samenkorn: die erste Zeit seines Wachstums vollzieht sich unter der Decke der Erde. Freilich wer in der Zeit des Urchristentums selbst gelebt hätte, der hätte sein Wachstum wohl wahrnehmen können. Aber es ist ganz natürlich, daß eine neu entstehende Religion zunächst nicht das Bedürfnis fühlt, sich selbst zu beobachten und Nachrichten festzulegen für eine spätere Zeit. Eine sich bildende Religion ist voll intensiven Lebens, aber das Wissen um sich selbst beschäftigt sie nicht. Dies Interesse kommt erst in einer späteren Epoche auf, und dann ist eben manches aus der Frühzeit schon undeutlich geworden oder dem Blicke ganz entschwunden. Für die Schriften des Neuen Testaments sind die zuverlässigen Nachrichten, die wir aus späteren Kirchenschriftstellern entnehmen können, äußerst dünn gesät. Unsere Kenntnis ruht in der Hauptsache ganz auf dem Neuen Testamente selbst. Da dieses aber gar nicht beabsichtigt, über sich selbst Mitteilungen zu machen, so versteht sich von selbst, daß manche Lücke in unserer Kenntnis bleiben muß, selbst in wichtigen

Fragen, und daß wir anderwärts nur durch Schlußfolgerungen und Hypothesen der Wahrheit näher kommen können. In der Tat, die wissenschaftliche Vermutung, die Hypothese, spielt auf diesem Gebiete keine geringe Rolle. Ueberall, wo das der Fall ist, liegt auch die Möglichkeit des Irrtums vor. Das macht man ja nun der freien theologischen Forschung so gern zum Vorwurf: sie arbeite so viel mit Hypothesen, und so viele Hypothesen erwiesen sich als unhaltbar. Aber nur Unkundige können sich dadurch schrecken lassen. Die Hypothese ist ein durchaus notwendiges Mittel, um auf dunklem Gebiete allmählich zu besserer Erkenntnis fortzuschreiten. Tadel verdient nur der, der leichtfertige Hypothesen baut und der nicht zwischen Hypothese und gesichertem Ergebnis zu unterscheiden versteht. Im übrigen gilt es manchmal sogar: man muß den Mut haben zu irren. Denn der Irrtum kann fruchtbar sein, er kann Wahrheitsmomente enthalten und Pfadfinderdienste leisten. Daß er nicht schadet, dafür sorgt die Wissenschaft selbst, denn unaufhörlich korrigiert sie sich selbst.

Indessen möchte ich nun doch durchaus nicht den Eindruck erwecken, als ob auf unserem Gebiete alles unsicher und zweifelhaft sei. Das ist wirklich nicht der Fall. Es ist der unermüdlichen Arbeit der Forschung gelungen, eine große Anzahl von Fragen wirklich zu lösen oder teilweise zu lösen. Müssen wir uns also auch bescheiden, vieles nicht zu wissen und vermutlich niemals zu wissen, anderes nur tastend und unsicher zu erkennen, so ist es doch keineswegs aussichtslos, die Frage nach der Entstehung des Neuen Testaments zu stellen. Ein bestimmtes Bild davon vermögen wir zu zeichnen und die landläufigen Vorstellungen können wir mannigfach berichtigen.

Die Betrachtungen, die ich bisher angestellt habe, mußte ich voraufschicken, um in Kürze klarzustellen, in welchem Sinne ich

meine Aufgabe zu behandeln gedenke. Ich wende mich nun zur Sache selbst.

Das Thema umfaßt im Grunde nicht eine Frage, sondern zwei, die getrennt zu behandeln sind. In erster Linie fragen wir nach dem Ursprung all der einzelnen 27 Schriften, die im Neuen Testament vereinigt sind. Dies Problem wird den Hauptinhalt meiner Vorträge bilden. Indessen ist ohne weiteres deutlich, daß mit 27 Einzelschriften noch kein Neues Testament gegeben ist. Es erhebt sich die weitere Frage: wie kam es, daß diese Schriften zu einem Ganzen geworden sind? oder wie entstand die Sammlung der Schriften und die besondere Auszeichnung, die ihr vor allen anderen christlichen Schriften zu Teil geworden ist? Mit einem Worte: wie entstand das, was wir den neutestamentlichen Kanon nennen? Dieser Frage will ich am Schlusse der Vorträge eine Betrachtung widmen.

I. Paulus und die paulinische Briefliteratur.

Als Jesus starb, da blieben seinen Anhängern als Erbe die mächtigen Eindrücke, die sie von seiner Persönlichkeit empfingen, es blieb ihnen die Erinnerung an seine Worte und an die Gedanken seiner Lehre. Aber ein schriftliches Erbe von ihm besaßen sie nicht. Denn Jesus hatte nichts geschrieben. Er war ja kein Schriftgelehrter, kein Theologe, er war mehr, ein freigewachsener Sohn seines Volkes. Er hatte es nicht mit Büchern, mit Auslegung gesetzlicher Bestimmungen zu tun wie die Männer der Zunft, sondern mit den lebendigen Menschen und am meisten mit denen, unter denen Schriften kaum gelesen, geschweige geschrieben wurden. Es entspricht aber auch nur seiner ganzen inneren Art, daß er, der den Geist entfachte, nicht um den geschriebenen Buchstaben sorgte. Als

der Meister geschieden war, waren die Jünger Jesu zunächst gar nichts anderes als eine jüdische Sekte. Ihre Besonderheit lag eigentlich nur darin, daß sie den Messias, den auch das Judentum erwartete, in Jesus sahen. Ihre Freunde aber fanden sie naturgemäß zunächst gerade in den geringsten und einfachsten, nicht in den gebildeten Kreisen. Schon das macht es uns verständlich, daß auch in diesem Anfange der neuen Religion nicht gleich Schriften auftauchen. Ueberdies hoffte man ja auf das baldige Kommen Jesu in messianischer Glorie, auch dies hemmte die Entstehung etwa des Gedankens, teure Erinnerungen schriftlich festhalten. Zuletzt aber — ein Buch hatte man ja, das auch Jesus verehrt hatte, ein Buch, das alle Bedürfnisse im Anfange voll befriedigte, das Alte Testament. Davon werden wir noch ein Mehreres zu sagen haben.

Ich möchte an diese Daten erinnern, weil es wichtig ist, sich klar zu machen, daß die Anfänge der Gemeinde Jesu älter sind als die ersten Anfänge des Neuen Testaments und überhaupt einer christlichen Literatur. Eine Gemeinde hat es mindestens zwei Jahrzehnte gegeben, ehe die erste der neutestamentlichen Schriften geschrieben wurde, etwa 100 Jahre, ehe die letzte entstand, etwa 150 Jahre, ehe der Grundstock einer Sammlung von neutestamentlichen Schriften vorhanden war, und gar 300 bis 400 Jahre, ehe diese Sammlung in ihrer jetzigen Gestalt abgeschlossen vorlag und durchdrang.

Welche Schriften des Neuen Testaments haben wir an den Anfang der Entwicklung zu stellen? Nichttheologen werden meistens die Vorstellung haben: die Evangelien. Denn sie eröffnen die Reihe der neutestamentlichen Bücher und sie berichten vom Anfange, d. h. von Jesus selbst. Diese Vorstellung ist zweifellos unrichtig. Aber auch die Briefe des Jakobus

und Petrus stehen nicht voran. Das Aelteste, was wir an christlichen Schriften besitzen, sind vielmehr die Briefe des Apostels Paulus. Die Briefe des Paulus bilden daher naturgemäß den ersten Hauptgegenstand unserer Erörterung.

Wir sind heute gewöhnt, diese Briefe als Erzeugnisse schriftstellerischer Tätigkeit zu betrachten. Wir finden sie ja in einem Buche, lesen sie gedruckt. Aber der Mann, der sie verfaßte, hat nicht daran gedacht, ein Schriftsteller zu sein, und er hat nicht geahnt, daß seine Aeußerungen einmal vervielfältigt werden und einen Buchcharakter bekommen würden. Er ahnte nicht einmal, daß sie aufbewahrt werden würden, und wenige Zeit nach seinem Tode durch die ganze damalige Christenheit wandern würden.

Jeder echte Brief ist das Erzeugnis eines bestimmten Augenblicks, er ist für einen einzigen Moment bestimmt, der so nie wiederkehrt, er hat eine bestimmte Lage des Empfängers vor Augen. Und jeder echte Brief wird nur für einen einzigen Empfänger bestimmt, mag es nun eine einzelne Person sein oder eine einzelne Gruppe wie eine Gemeinde. Nichts liegt dem Briefsteller ferner als der Gedanke an die Oeffentlichkeit, er müßte denn einen Offenen Brief schreiben. Der aber ist nur der Form nach noch ein Brief, nicht dem Wesen nach.

So sind denn auch die Paulusbriefe ihrem Ursprunge nach keine Literaturwerke, sie sind durchaus Gelegenheitserzeugnisse, für einen ganz privaten Kreis bestimmt. So haben sie auch die ersten Empfänger angesehen.

Wir bezeichnen hiermit einen wichtigen Unterschied der Paulusbriefe von andern Teilen des Neuen Testaments. Ein Evangelium zum Beispiel, eine Apostelgeschichte ist niemals für seine einzelne Person oder eine einzelne Gemeinde geschrieben wor-

den, ein solches Werk richtet sich seiner Natur nach an ein unbestimmtes Publikum, es tritt hervor und wird verbreitet, rechnet auch auf Verbreitung, wer es mag, kann es lesen, es ist also immer ein schriftstellerisches, ein literarisches Produkt. Gerade in diesem Unterschiede wurzelt zum guten Teile der eigenartige Reiz, den die paulinischen Briefe auf jeden ausüben, der sich die Mühe gibt, sie im Zusammenhange zu lesen und der sie einigermaßen zu verstehen vermag. Ein echter Brief hat, wenn er nicht bloßer Geschäftsbrief ist, stets den Charakter des Persönlichen, damit aber den Charakter des Vertrauten und Intimen. Er ist ja selbst ein Stück Leben, kein bloßes Gedankenerzeugnis, sondern ein Stück wirklichen Verkehrs zwischen Mensch und Mensch. Er ersetzt in Wahrheit das mündliche Wort, die lebendige, bewegte Aussprache, das persönliche Eingreifen in bestimmte reale Verhältnisse, und er spiegelt die Stimmungen, die im lebendigen Austausch erwachen und die Worte beseelen, die Freude und Trauer, den Anteil und die Ablehnung, die Enttäuschung, den Verdruß und die Hoffnung.

Bei j e d e r Schrift ist es wichtig, den Verfasser zu kennen. Aber wer ein Buch oder ein Büchlein, z. B. ein Evangelium schreibt, zahlt doch meist nur mit dem, was er denkt oder was er weiß, seine Gedanken oder Mitteilungen sind zu verstehen, auch wenn man ihn selbst nicht kennt. Wer aber einen B r i e f von Bedeutung schreibt, zahlt mit dem, was er i st. Und wenn wir Briefe einer fernen Vergangenheit wirklich voll erfassen wollen, so müssen wir die Persönlichkeit kennen, deren Ausfluß sie sind. Auch die Briefe des Paulus werden uns solange nicht recht lebendig sein, als wir kein deutliches Bild von ihm selber besitzen, der sie geschrieben hat. Der Mann selbst ist die Auslegung seiner Briefe. Deshalb muß es ge-

stattet sein, wenigstens in flüchtigen Umrissen ihn zu zeichnen. Wir müssen aber nicht bloß seines persönlichen Charakters gedenken, sondern auch seiner religiösen und theologischen Anschauungen.

Paulus gehört zu den seltenen, auch auf religiösem Gebiete seltenen Menschen, deren Leben durch ein einziges Ereignis in zwei Hälften zerschnitten wird. Er erlebt einen bis in die Tiefe reichenden Bruch. Von dem Momente an, wo er bei Damaskus jene Vision erlebte, die es ihm zur Gewißheit machte: der von ihm bisher gehaßte und in seinen Anhängern verfolgte Jesus sei auferstanden, — von dem Momente an wird er ein anderer und lebt fortan in dem Gefühle, ein anderer geworden zu sein.

Man darf das freilich nicht falsch verstehen. In gewissem Sinne könnte man gerade von Paulus sagen: er blieb nach der Bekehrung derselbe, der er vorher war. Es bleiben nicht nur die Eigentümlichkeiten seines Temperaments, sondern auch seine sittlichen Eigenschaften, die wesentlichen Züge seines Charakters.

Die Bekehrung des Paulus bestand ja nicht darin, daß er sich von einem Sündenleben abkehrte, um nun ein Heiliger zu werden. Die Schuld seines Lebens sieht er selbst nur in der Verkennung Jesu, in der ihm selber unbewußten Verblendung gegenüber dem, was er nachher als Wahrheit erkannte. Sie liegt also eigentlich auf dem Gebiete der Ueberzeugung, des Glaubens, nur mittelbar auf dem der Tat, sofern die Tat, d. h. die Verfolgung der Anhänger Jesu, der Ausdruck der Ueberzeugung war. So liegt auch die Bekehrung selbst schließlich bei ihm auf dem Gebiete der Ueberzeugung und des Glaubens. Und daher kann man mit einem gewissen Rechte

von ihm sagen: ob auch bekehrt und gewandelt, er bleibt doch derselbe. Der Pharisäer Paulus ist als Charakter dem Christen Paulus in der Tat ähnlicher, als wir meist meinen. Auch der Pharisäer Paulus hat Gott mit leidenschaftlichem Eifer und mit tiefer Aufrichtigkeit zu dienen gestrebt, nur auf einem andern Wege. Und auch der Christ Paulus zeigt gewisse Schärfen, Schroffheiten, Leidenschaftlichkeiten, wie sie einst den Pharisäer kennzeichneten.

Dennoch bleibt es auch wahr: Paulus wurde durch die Bekehrung wirklich ein anderer. Alle seine Fähigkeiten und Eigenschaften empfangen gewissermaßen eine neue Seele. Vor allem weicht jetzt nie das Gefühl von ihm, unendlich begnadigt zu sein, und ihm entspricht eine tiefe, reine Dankbarkeit. Es kommt dabei auch in Betracht, daß er, der einstige Verfolger, nun sogar zum auserwählten Rüstzeug sich berufen fühlt. Aber die Hauptsache ist das Gefühl einer großen Befreiung, die ihm widerfahren ist. Losgekommen ist er von dieser ganzen Welt des Fleisches, der Sünde und des Todes, und wenigstens im Glauben fühlt er sich schon in ein neues höheres Dasein versetzt, das wirklich sein eigen werden wird, wenn er den Leib des Fleisches abgelegt hat. Siehe, es ist alles neu geworden.

Das Gefühl dieser Befreiung erfüllt Paulus in der Tiefe, aber ein beschauliches Schwelgen darin liegt ihm fern. Sein Gefühl treibt ihn zur Tat. Seine Dankbarkeit entlädt sich gleichsam in einem glühenden Eifer, für den zu wirken und zu werben, dessen Gnade er erlebt hat, um so mehr, als er damit die Schuld der Vergangenheit sühnt. In der Tat, Paulus mußte nach seiner ganzen Natur nach der Bekehrung ebenso aktiv für das Evangelium werden, wie einst dagegen.

Und so wurde er der einzigartige Bote des Evangeliums, dessen Leben schlechthin aufgeht in seinem Berufe.

Wer sich bemüht, unbefangen zu zergliedern, was den Apostel bei seinem Wirken treibt, wird vielleicht hier und dort gewahren, daß ihm ein gewisser Ehrgeiz, das Höchste zu leisten, nicht fremd ist. Paulus ist keineswegs ganz gleichgültig gegenüber der Frage, was er leistet. So tief er Gott gegenüber fühlt, daß er alles der Gnade verdankt, so ist er doch nicht im landläufigen Sinne demütig oder bescheiden gewesen, er ist nicht ohne ein kräftiges Selbstgefühl und weiß sehr wohl, daß er mehr gearbeitet hat, denn sie alle (1. Kor. 15, 10). Er setzt seinen besondern Ruhm darein, mehr zu tun als die bloße Pflicht, insbesondere insofern als er auf jedes Entgelt für seine Arbeit in den Gemeinden, auf jeden Unterhalt verzichtet. Lieber möchte er sterben, erklärt er selbst, als daß ihm jemand diesen Ruhm nähme. Er hofft auch, einen besonderen Lohn für besondere Leistung bei Gott zu finden (1. Kor. 9, 15 ff.). Das alles läßt sich aus seinen Briefen begründen. Aber dieser Ehrgeiz ist doch zweifellos nicht das Wesentliche, er ist nur eine mitschwingende Saite. Die Haupttriebfeder seines Eifers bleibt stets der Enthusiasmus für die Sache Christi und das Bewußtsein, für sein Werk bestellt und berufen zu sein.

Paulus gehört zu den im besondern Sinne religiösen Persönlichkeiten. Die Kehrseite davon ist, daß er der Welt gegenüber sich als Fremdling fühlte. Er sagt zwar: alles ist euer (1. Kor. 3, 21), aber es ist ein Mißverständnis, wenn man aus diesem Worte eine weltoffene Stimmung herausliest. Er empfindet in diesem Punkte ganz anders als Luther. Die weltliche Wissenschaft verachtet er, weltliche Freuden genießt er nicht. Er kennt kein Familienleben und empfindet das nicht als einen Verlust, er rühmt es sogar als eine Gnadengabe, daß

er kein Verlangen spürt zu heiraten. Nirgends in seinen Briefen blickt durch, daß er Sinn für die Natur gehabt hat. Die Lilien auf dem Felde und die Vögel des Himmels kümmern ihn nicht. Kurz, seine Auffassung des weltlichen natürlichen Lebens hat unleugbar etwas Düsteres. Er sieht nicht die lichteren Seiten, sondern vor allem die Krankheit, das Elend, das Sündenverderben. Das alles erklärt sich nicht bloß daraus, daß er wie alle damaligen Christen mit ihm sich bewußt ist, unmittelbar vor dem Ende der Welt zu stehen, sondern es liegt tief in seiner religiösen Gesamtanschauung begründet. Es kann uns freilich schon darum nicht sehr wundern, weil diese pessimistische Stimmung auch im Judentume der damaligen Zeit weit verbreitet gewesen ist. Und wie gesagt, es ist dies nur die Kehrseite davon, daß seine Persönlichkeit ganz auf die Welt des Glaubens und die göttliche Sache konzentriert ist.

Paulus muß eine Persönlichkeit von bezwingender Macht gewesen sein. Seine Briefe lassen es uns ahnen. Seinen Schülern, seinen Gemeinden, seinen Gegnern gegenüber hat es sich gezeigt. Wie gewinnend er Menschen begegnen kann, zeigen ebenfalls seine Briefe. Aber seine Art wird nicht allen anziehend gewesen sein. Es ist leicht schroff, wird oft ironisch, barsch und bitter, seinen Gegnern tritt er leidenschaftlich und heftig gegenüber, er kann sie Hunde schelten (Phil. 3, 2). Ob er überall ganz gerecht in seinem Urteil ist, darf man wohl fragen. Naturen, die sich ausschließlich als Vertreter einer göttlichen Sache fühlen, wird die Gerechtigkeit oft schwer. Aber gewiß ist doch, daß dieser Mann auch der Liebe nicht bar war, er, der so Erhabenes von der Liebe gerühmt hat. Namentlich wo ihm selbst Vertrauen entgegengebracht wird, wie in der Gemeinde von Philippi, da ist er warm, da kann er wahre Herzenstöne finden.

Die wichtigste natürliche Eigenschaft des Apostels bleibt immer seine eiserne Tatkraft, seine zähe Energie. Sein Leben ist ein Kampf, alles gestaltet sich ihm zum Kampfe. Es ist ebenso außerordentlich in dieser Beziehung, wie er Plan auf Plan durchführt und auf seinen Zügen durch die weiten Landstrecken ein Stück Boden nach dem andern gewinnt, als andrerseits wie er in unermüdlicher Opferfreudigkeit die Leiden über sich ergehen läßt, die der Beruf mit sich bringt. Die Schilderungen dieser Leiden namentlich im 2. Korintherbriefe in Kap. 4, 6, 11 gehören zum Ergreifendsten, was er geschrieben hat.

Diese Energie wird noch bewunderungswürdiger, wenn man bedenkt, daß sein Körper nur ein ziemlich schwaches Organ seiner Tätigkeit gewesen zu sein scheint. Seine Gegner sagen von ihm, seine Briefe seien kräftig, aber wenn er leiblich anwesend sei, sei er schwach (2. Kor. 10, 10). Er selbst hat in Korinth, der Stadt des Weltverkehrs und der Bildung, mit einem Gefühle der Schüchternheit zu kämpfen gehabt, wie es aus solcher Schwachheit erwächst (1. Kor. 3, 2). Und er redet im besonderen von einem wiederholt auftretenden körperlichen Leiden: ein Dorn sei ihm ins Fleisch gegeben, ein Satansengel schlage ihn mit Fäusten (2. Kor. 12, 7). Vermutlich handelt es sich da um Epilepsie.

Man ist versucht, mit diesem Leiden eine gewisse schwärmerische Erregbarkeit und Erregtheit in Verbindung zu bringen, die wir nach seinen eigenen Angaben voraussetzen müssen: er hat wiederholt Visionen und Offenbarungen erlebt. Es ist das nur eine andere Seite seines religiösen Enthusiasmus, die Tatkraft, die ihn erfüllt, steht deshalb nicht im Widerspruch damit. Was man aber bei dieser Richtung auf das Visionäre nicht erwarten sollte, das ist die besonnene Weisheit, die praktische Klugheit, die der Apostel unzweifelhaft namentlich in den Fragen des Gemeindelebens bewiesen hat. Das schönste

Denkmal hierfür ist der erste Korintherbrief, wo er es in großartiger Weise versteht, den im Gemeindeleben hervorgetretenen Extremen gegenüber auszugleichen und den Geist der Ordnung allerhand Mißbräuchen gegenüber zur Geltung zu bringen.

Fassen wir alles zusammen, so ist Paulus eine Gestalt, die gewiß auch ihre menschlichen Schranken gehabt hat, die man aber ohne Uebertreibung groß und edel nennen darf, groß durch die Macht ihres Glaubens, groß durch die reine Hingabe des ganzen Menschen an seine Sache. –

Worin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung, die dieser Apostel Jesu gewonnen hat? Man wird zuerst daran denken, daß er den neuen Glauben nach einer großen Zahl der wichtigsten Kulturstätten der damaligen Welt getragen hat, denn er wirkte durchweg in den bedeutenden Städten. Gewiß, das ist ein Großes, aber es ist nicht seine ganze Leistung. Fast wichtiger noch ist, daß er den Glauben an Jesus, der bis dahin noch ganz an die Enge der jüdischen Volksreligion gebunden war, darüber hinausgehoben hat. Paulus hat das Christentum vom Judentum losgelöst, er hat den großen Schnitt gemacht durch seine Praxis als Missionar der Heiden, aber auch durch seine Theorie, indem er die Heidenchristen von der Verpflichtung frei machte, das jüdische Ritualgesetz zu erfüllen. Damit hat er weiter das Christentum zuerst als eine neue, selbständige, für alle Völker bestimmte Religion erfaßt. Die Vorbedingung hierfür aber lag darin — auch das gehört zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung —, daß er in gewissem Sinne wenigstens – der erste christliche Theologe war, d. h. der erste, der über den neuen Glauben gedacht hat, der denkend die christliche Religion als eine Religion der Erlösung

der jüdischen Religion des Gesetzes gegenübergestellt und diesen Gegensatz zu begründen versucht hat.

Freilich wenn man Paulus einen Theologen nennt, so darf man dabei nicht an den heutigen Sinn des Wortes denken. Er ist weder im modernen Sinne wissenschaftlich gebildet gewesen, noch hat er seine Gedanken nach allen Seiten durchgedacht und sie zusammenhängend und widerspruchslos entwickelt. Aber nach damaligen Begriffen war er ein Theologe.

Es ergibt sich das schon aus seiner Lebensgeschichte. Als Sohn streng jüdischer Eltern in der kilikischen Stadt Tarsus geboren, ging er als junger Mensch nach Jerusalem, gewiß zu dem Zwecke, um ein jüdischer Gelehrter, ein Rabbi zu werden. Man könnte meinen, dagegen spreche die Tatsache, daß er das Handwerk eines Lederarbeiters erlernte. Allein das Betreiben eines Handwerks ist bei den Rabbinen durchaus keine Seltenheit. Wir finden unter ihnen Schuster, Schmiede und so fort. Die Briefe des Paulus zeigen uns an vielen Stellen, daß er wirklich eine rabbinische Bildung empfangen und ins Christentum mitgebracht hat. Er hat zwar auch viel natürlichen Scharfsinn, eine Gabe, Gedanken zu entwickeln, aber die Art, wie er einen Lehrsatz zerlegt, begründet, wie er Schlüsse bildet, sich Einwürfe macht, um sie sofort zu widerlegen, läßt ganz deutlich die rabbinische Schulung erkennen. Damit hängt es zusammen, daß sein Scharfsinn manchmal geradezu zur Spitzfindigkeit wird. So betont er einmal, daß die Verheißung von Abrahams Samen auf Christus gehen müsse, da das Wort Same in der Einzahl gebraucht werde (Gal. 3, 16). Das ist echt rabbinisch. Schon Luther sagte, dieser Grund sei für den Stich zu schwach.

Besonders zeigt sich diese Art der Schulung in seiner Auslegung und Anwendung des Alten Testaments Paulus teilt hier

völlig die uns Heutigen ganz unmöglich erscheinende Methode seiner Zeit. Er preßt den Buchstaben, er reißt die Stellen aus ihrem Zusammenhange, er vernachlässigt den wirklichen Sinn der Worte und erklärt sie allegorisch, d. h. er nimmt an, daß hinter ihrem eigentlichen Sinne noch ein anderer, vermeintlich tieferer stecke. Ueber alles das kann sich nur der wundern, der die damalige Zeit nicht kennt. Alle diese Eigentümlichkeiten treten zurück, wo er in schlichter Ansprache sich an seine Gemeinden wendet, sie treten stark hervor, wo es sich um die Begründung von Lehrsätzen und die Bekämpfung von Gegnern handelt.

Aber er, der sich selbst und andere vom Judentum und jüdischen Gesetze befreit hat, er hat noch viel mehr Jüdisches ins Christentum hineingenommen. Das ist vielfach unbekannt, aber es läßt sich nicht leugnen. Was war auch natürlicher? Als Paulus sich bekehrte, war er ein jüdischer Theologe. Wie konnte er nun sich von all den Anschauungen befreien, die er bisher gehabt hatte? Niemand, der eine so lange geistige Entwicklung hinter sich hat, kann sich plötzlich zu einem unbeschriebenen Blatt Papier machen. Wenn er neue Anschauungen gewinnt, so wird er sie notwendig mit den alten verschmelzen. In der Tat, wenn man die Aussagen der paulinischen Briefe mit den jüdischen Schriften der Zeit vergleicht, so läßt sich der bündige Beweis führen, daß Paulus viel mehr ursprünglich jüdische Anschauungen als Christ beibehalten hat, als man gemeinhin ahnt. Dahin gehören seine Aussagen über die Engel und Dämonen, über die letzten Dinge, über die Sünde, über den Fall Adams, über die Vorherbestimmung Gottes und vieles andere.

Freilich dieses jüdische Erbgut ist nun ergriffen und durchdrungen, zum Teil auch umgebildet von den eigentlich christ-

lichen Gedanken. Und diese bilden natürlich das Wichtige und Eigentümliche in seiner Anschauung.

Im Mittelpunkt seiner Gedanken steht die Person Christi, aber es ist nicht das Leben Jesu, nicht seine Worte, seine Lehre, nicht seine erhabene Persönlichkeit in ihrer Reinheit, Liebe und Frömmigkeit, worauf es ihm ankommt. Das ist für ihn ganz untergeordnet. Vielmehr ist ihm Christus ein göttliches Wesen, das vom Himmel auf die Erde gestiegen ist und Menschengestalt angenommen hat, und außer dieser Menschwerdung kommt es ihm eigentlich nur auf zwei Dinge an: auf den Tod Christi am Kreuze und auf seine Auferstehung. Man darf nach Paulus geradezu sagen: Christus wird eigentlich nur Mensch, um zu sterben und aufzuerstehen. Im Kreuzestode und in der Auferweckung Christi findet er das göttliche Geheimnis der Erlösung. Der Tod Christi hat die ganze Menschheit von der Knechtschaft der Sünde und des Gesetzes, ja von diesem ganzen Erdendasein befreit, die Auferstehung hat ihr entsprechend ein höheres, herrliches Leben in himmlischer Glorie eröffnet. Schwerlich gibt es heute Christen, die die Anschauung des Paulus genau in dem Sinne sich zu eigen gemacht haben, wie er sie gemeint hat, aber man kann nicht bestreiten, daß des Paulus Lehre mit der streng kirchlichen Lehre eine starke Verwandtschaft hat.

Es hat einzelne Stimmen gegeben, die den Apostel Paulus geradezu als den eigentlichen Stifter des Christentums bezeichnet haben. Das ist ein Urteil, das sich nicht halten läßt. Aber das wird man zugestehen müssen, daß die Lehre des Paulus keineswegs eine bloße Wiederholung oder auch eine bloße Entwickelung und Erweiterung der Lehre Jesu ist. Es besteht wirklich ein starker Abstand zwischen der Lehre Jesu und der des Paulus, und der Apostel hat den Schwerpunkt auf Ge-

danken gelegt, die in der ursprünglichen Predigt des Meisters noch nicht vorhanden waren. Wie sich das erklärt, das kann ich hier nicht auseinandersetzen. Wichtig ist jedenfalls dabei, daß Paulus Jesus während seines Lebens nicht gesehen, oder zum wenigsten nicht persönlich gekannt hat, nicht unter seinem Einflusse gestanden hat. Wer sich den Unterschied klar machen will, der lese etwa nebeneinander die Bergpredigt und den Römerbrief. Bei Jesus kann niemand von Dogmen reden, bei Paulus ist der Schritt zum Dogma bereits getan. Aber wenn wir so urteilen müssen, so wollen wir ein vierfaches nicht übersehen: einmal war eben diese theologische, dogmatische Art des Paulus doch ein Mittel, um dem Christenglauben in der damaligen Welt einen festeren Bestand zu schaffen – denn jede Religion, die eine Zukunft haben will, wird irgendwie eine Theologie erzeugen, bestimmte zusammenhängende Anschauungen ausbilden, wie sie dem einfach Frommen gar nicht Bedürfnis sind. Zweitens bleibt Paulus doch der Befreier von jüdischer Engherzigkeit und jüdischem Gesetze, und drittens hat er in seiner Lehre von der Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben, wenn auch in einer heute vielfach mißverstandenen Form, einem Gedanken Ausdruck gegeben, der den Kern dessen trifft, was immer und überall echte Religion gewesen: daß der Mensch sich Gott gegenüber als der Empfangende weiß und vor Gott nicht auf seine Vortrefflichkeit pocht. Viertens endlich bieten seine Briefe neben der eigentlichen Erlösungslehre, die das Zentrum ist, zahlreiche Aussprüche, wie sie dem Geiste des Meisters verwandt sind und empfängliche Herzen immer wieder erbauen werden.

Wir kehren zu den Briefen des Paulus zurück. Von vornherein haben wir sie als Gelegenheitsbriefe bezeichnet. Die Gelegenheiten aber, die sie hervorriefen, entsprangen der Missionstätigkeit des Apostels, an deren außerordentliche Ausdehnung schon die bekannten Namen der Briefe: Korinth, Thessalonich, Galatien u. s. w. erinnern. Zur Missionsarbeit des Paulus gehörte eben nicht bloß das Gewinnen Unbekehrter, sondern ebensosehr auch das Befestigen und Erziehen schon Bekehrter, das Pflegen und Ausbauen der schon vorhandenen Gemeinden. Die Briefe aber sind nichts anderes als ein Stück dieser ausbauenden und seelsorgerischen Wirksamkeit selbst, denn sie alle richten sich ja an bereits gewonnene Christen, bereits bestehende Gemeinden.

Paulus wird sich in seiner Briefstellerei eines Verkehrsmittels bedient haben, das vermutlich schon unter den über die ganze Welt verstreuten Gemeinden der jüdischen Diaspora üblich war. Vielleicht hat er von daher auch gewisse feststehende Formen übernommen, die in seinen Briefen regelmäßig wiederkehren, insbesondere im Anfang und am Schlusse der Briefe. Die begrüßende Zuschrift freilich, die an der Spitze steht, und die regelmäßig den Namen des Absenders, des Adressaten und einen Wunsch enthält (Gnade sei mit euch), entspricht allgemeinem antiken Brauche, nur ist der Wunsch bei Paulus spezifisch religiös und christlich gefärbt. Aber eben diese religiöse Färbung, dann die Art, am Schlusse Grüße zu bestellen und wiederum Segenswünsche auszusprechen, ferner der Brauch, im Eingang dem Danke für das Gedeihen der Gemeinde Ausdruck zu geben – dergleichen kann wohl von jüdischen Vorbildern beeinflußt sein. Das Judentum der griechisch redenden Welt – und griechisch war damals die Weltsprache – hat überhaupt eine gewisse Vorarbeit für die erste christliche Mission getan.

Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß Paulus weit mehr Briefe geschrieben hat, als wir heute besitzen. Man wollte freilich einst nicht eingestehen, daß Briefe von Paulus verloren sein könnten, weil die Tatsache für die Lehre von der göttlichen Eingebung der Schrift bedenklich schien. Aber die Tatsache geht aus den erhaltenen Briefen auf das Bestimmteste hervor. Der 1. Korintherbrief setzt in Kap. 5 voraus, daß Paulus bereits einen Brief nach Korinth geschrieben hatte, den wir nicht mehr haben. Zwischen dem 1. und 2. Korintherbriefe ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein weiterer Korintherbrief verloren gegangen, von dem Paulus sagt, er habe ihn unter Tränen geschrieben. Im Brief an die Kolosser erwähnt er einen Brief an die Nachbargemeinde in Laodicea (in Phrygien) – auch er ist verschwunden. Aber es bedürfte solcher Zeugnisse kaum. Paulus hat, ehe er in kühnem Zuge die weiten Gebiete Kleinasiens durchzog und dann den Boden Europas in Makedonien und Griechenland betrat, nach seiner eignen Angabe 14 Jahre lang in Syrien und seiner Heimat Kilikien gewirkt. Aus dieser ganzen Zeit haben wir nicht eine Zeile von ihm. Sollte er damals keine Briefe geschrieben haben?

Die Tatsache, daß zahlreiche und gewiß doch nicht bloß unbedeutende Briefe des Paulus verloren gegangen sind, ist nicht nur deshalb wichtig, weil wir daraus besonders gut erkennen, wie wenig man die Schreiben des Paulus für inspiriert hielt, sie lehrt uns auch, daß wir in unseren Briefen schließlich nur ein Bruchstück des Ganzen haben. Auch die religiösen Anschauungen des Apostels kennen wir daher nicht vollständig, sondern nur in großen Bruchstücken. Denn in keinem seiner erhaltenen Briefe hat er seine ganzen Gedanken entwickelt.

Gleichwohl dürfen wir froh sein über das, was sich er-

halten hat. Sämtliche vorhandene Briefe fallen freilich in einen Zeitraum von kaum 10 Jahren, der älteste – es ist der erste Thessalonicherbrief, das älteste christliche Dokument überhaupt, wahrscheinlich im Jahre 54 n. Chr. geschrieben – gehört schon der späteren Missionsperiode an, während der letzte, vermutlich der Brief an die Philipper, aus der Gefangenschaft in Rom geschrieben ist. Aber für die zwischen beiden liegende Zeit spenden uns die erhaltenen Briefe auch ein sehr helles Licht. Sie zeigen uns Paulus in lebendigster Beziehung zu seinen Gemeinden. Ueberdies sind sie so verschieden in ihrer Art, daß sie sich trefflich ergänzen. Im Römerbrief haben wir ein Schreiben an eine unbekannte Gemeinde, im Kolosserbrief ebenfalls, aber die Gemeinde ist doch von einem vertrauten Schüler des Paulus (Epaphras) gestiftet und erkennt die Autorität des Paulus an. Alle anderen Briefe galten eigenen Gemeinden, der kleine Brief an Philemon wieder einer Privatperson. Wir haben Briefe, die uns ein inniges, warmes Verhältnis des Paulus zu seinen Gemeinden zeigen, wie den 1. Thessalonicher- und Philipperbrief, und wieder andere, wie den Galaterbrief, wo er als Tadler und Kämpfer auftritt. In den einen überwiegen die Fragen des Gemeindelebens, wie im 1. Korinther, in anderen finden wir mehr Nachrichten über die Person und das Leben des Paulus, der Römerbrief ist stark unpersönlich gehalten. Wir haben ganz schlichte, anspruchslose Briefe, wie 1. Thessalonicher, Philipper, und wieder solche, in denen die lehrhafte Ausführung den breitesten Raum einnimmt. Kurz, das wenige Material ist doch von einer großen Mannigfaltigkeit.

Wer an die Paulusbriefe den Maßstab der formellen Korrektheit, des gewandten, glatten Ausdrucks, des gefeilten Stiles legt, wird ihnen manche Mängel nachsagen müssen. Die

griechische Sprache ist freilich des Paulus eigene Sprache. Aber der Stil ist oft holperig, gewaltsam werden in einen Satz oft allzuviele Gedanken gepreßt. Es fehlt nicht an undurchsichtigen Perioden, die Bilder werden oft nicht stilistisch fein durchgeführt. Paulus selbst hätte sich sicherlich das Lob eines kunstgerechten Briefschreibers nicht zugesprochen, ebensowenig wie das eines Redners. Daß er in der Rede verwöhntem Geschmacke nicht genügen könne, hat er selbst gesagt (2. K. 10, 10). Allein das sind noch gar nicht die größten Redner, die in wohl stilisierten Sätzen ohne Tadel und Anstoß zu reden wissen — wenigstens wenn das ihre ganze Kunst ist. Der ist der größte Redner, der die Herzen aller Hörer zwingt, der die Hörer zu bannen weiß mit seiner Persönlichkeit wie mit seiner Sache. Ein solcher Redner muß Paulus gewesen sein. Und deshalb sind auch seine Briefe rein als Briefe, rein stilistisch, wenn nicht tadelfrei, so doch bedeutend und von seltener Originalität. Sie nehmen den Leser gefangen, weil sie ein treuer Abdruck der lebenden Persönlichkeit sind und auch weil sie gar nichts sein wollen. Dabei fehlt es doch auch nicht an rednerisch glänzenden Stellen: ungesucht verwendet er doch auch die Mittel, die der Redner liebt, das Wortspiel, die Antithese u. a. Wenn er im höchsten Schwunge ist, vermag er Stellen zu schreiben, um die ihn die ersten Stilisten der Welt beneiden könnten. Ein Schweizer Schriftsteller hat kürzlich verächtlich von den brieflichen Stilungeheuern des Paulus gesprochen. Nun, dieser Tadler wäre schwerlich im stande, etwas zu schreiben, das jenem Lobgesange auf die Liebe auch nur nahekäme: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle (1. Kor. 13, 1).

Paulus pflegte seine Briefe zu diktieren, im Römerbrief

nennt sich z. B. ein gewisser Tertius als Schreiber. Aus dieser Gewohnheit erklärt sich manche Dunkelheit und Inkorrektheit seiner Schreibweise. Man muß beim Lesen immer bedenken: es sind gesprochene Briefe. Am Schlusse des Briefes nahm Paulus dann gern noch selbst die Feder und fügte Grüße und vielleicht ein paar kurze markige Sätze hinzu. Mehrfach hebt er das selbst hervor: „Hier mein des Paulus eigenhändiger Gruß“ (1. Kor. 16,21); im Galaterbrief schreibt er: „schaut her, mit wie großen Buchstaben ich euch schreibe mit meiner Hand“ und deutet damit darauf hin, wie seine wohl etwas grobe Handschrift von der kleineren Hand seines Schreibers absticht.

Von dem Inhalt und Charakter der einzelnen Briefe läßt sich in Kürze kein volles Bild geben. Es muß genügen, einige Hauptpunkte herauszuheben.

An geschichtlichem Werte nimmt von allen wohl den ersten Platz ein der erste Brief an die Korinther. Und zwar deshalb, weil Paulus hier auf eine solche Fülle von Fragen und Vorkommnissen des Gemeindelebens eingeht, zum Teil auch geradezu auf eine Reihe von Anfragen antwortet, die die Gemeinde von Korinth in einem leider verlorenen Schreiben an ihn gerichtet hatte. Welche unschätzbaren Nachrichten empfangen wir hier über die herrschenden Sitten, über die Art der gottesdienstlichen Versammlung. Von der Feier des Herrnmahles, vom schwärmerischen Zungenreden und Weissagen der vom Geiste Erfüllten, von der Verschleierung der Frauen im Gottesdienste, von der Stellung der Christen zu den Götzenopfermahlen der Heiden, von der Frage, ob sie das Fleisch essen dürfen, das zum Götzenopfer geschlachtet ist und nun verkauft wird, von den Bedenken, die die Ehe bei manchen Christen hervorruft, vom Prozeßführen vor heidnischen Gerichten, von Leuten, die die Möglichkeit der Leibesauferstehung

leugnen, hören wir. Wir sehen in ein außerordentlich bewegtes Leben, voller frischer Triebe, aber voller Gärung, voller Extreme und Gefahren. Das Bild der Gemeinde ist keineswegs ein bloßes Lichtbild: Hader und Parteiung ist bereits eingezogen, ein Kliquenwesen macht sich breit, und wie spürbar wirkt die alte heidnische Art noch nach, namentlich in dem Verhältnisse der Geschlechter! Kurz, dieses Sendschreiben ist für den Erforscher des ältesten Christentums eine wahre Fundgrube, eine Urkunde ersten Ranges.

Von hervorragend urkundlichem Werte ist sodann der kürzere Brief, den Paulus an die Galater, die Christen der kleinasiatischen Landschaft Galatien, sandte. Er ist der Ausfluß einer gewaltigen Erregung des Apostels, seine stürmische Kämpfernatur tut sich in ihm kund. Er versetzt uns aber auch in eine Situation, die die Erregung rechtfertigt. Es ist in jenen ersten christlichen Gemeinden nicht alles so friedlich und harmonisch zugegangen, wie man wohl meint. Die Missionsarbeit an den Heiden war für Paulus nicht bloß eine heroische Anstrengung, sondern auch ein wirklicher Kampf, ein Kampf gegen die, denen ein Christentum nicht gefallen wollte, das nicht zugleich Judentum war. Der Galaterbrief selbst enthält außer andern wichtigen Nachrichten über das Leben des Paulus jenen von der Kritik so viel erörterten Bericht über eine Verhandlung des Paulus mit den judenchristlichen Aposteln in Jerusalem, bei der diese Apostel trotz anfänglicher Differenz, von den Erfolgen des Paulus überwältigt, sein gesetzesfreies Evangelium förmlich anerkannten, wenn sie auch das Gesetz nicht aufgaben. Es hat aber Judenchristen gegeben, die damit nicht zufrieden waren. Sie organisierten gegen Paulus geradezu eine Agitation. Sie schickten ihre Sendlinge in seine eigenen Gemeinden, um ihm diese

abspenstig zu machen. Diese Agitation ist nun auch in Galatien im Werke, und die Gemeinden des Paulus sind im Begriffe, ihr zu erliegen und die Beschneidung wie das jüdische Gesetz auf sich zu nehmen. Das ist die bedeutsame Situation, in der Paulus dies Schreiben absendet. Und so erklärt sich die Leidenschaft und der Unmut, der es durchzieht: er sieht an diesem Punkte geradezu die Arbeit seines Lebens bedroht. Indem er nun den Judaisten entgegentritt, gebraucht er aber zugleich sein theologisches Rüstzeug und entwickelt Gedanken über die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, die für die Kenntnis seiner Anschauungen vom höchsten Werte sind. In dieser Beziehung aber, als Lehrbrief, wird der Galaterbrief an Bedeutung noch erheblich überboten von dem ihm nah verwandten Brief an die Römer.

Der Römerbrief sollte ein Vorbote eines persönlichen Besuches in Rom sein, der freilich nur als Haltpunkt auf einer kühn geplanten Reise nach Spanien gedacht war. Paulus war bis dahin nicht in Rom gewesen, die römische Gemeinde war auch nicht einmal die Gründung eines seiner Schüler. Sie war ihm also fremd. Man begreift daher sehr wohl, daß dieser Brief sehr unpersönlich klingt und sich fast mehr wie eine Abhandlung liest. Paulus entwickelt vor allem zwei Gedanken: einmal rechtfertigt er sein Evangelium von der Rechtfertigung ohne die Werke des Gesetzes, sodann aber will er die Tatsache begreifen lehren, wie sein jüdisches Volk, für das er noch immer als Patriot fühlt, trotz der ihm gewordenen Verheißungen sich verstocken konnte, und er gibt dabei dem Glauben Ausdruck, daß diese Verheißungen sich einst doch noch in der Bekehrung Israels erfüllen würden. Die Darlegungen dieses Briefes bieten an sich dem Verständnisse wesentliche Schwierigkeiten. Aber das schwierigste Problem liegt darin, was Paulus

mit all diesen Erörterungen über das Gesetz und das jüdische Volk einer Gemeinde sagen will, die nach bestimmten Anzeichen aus geborenen Heiden besteht. Dies Problem ist m. E. bis heute trotz zahlreicher Versuche nicht wirklich gelöst.

So unpersönlich der Römerbrief ist, so persönlich der 2. Korintherbrief, ja er ist der persönlichste von allen. Auch dieser aber ist besonders schwierig, freilich aus einem ganz anderen Grunde wie der Römerbrief, nämlich weil es Mühe macht, aus seinen Andeutungen die Vorkommnisse in Korinth zu erraten, auf die sich Paulus bezieht. Im übrigen treffen wir in diesem Brief abermals auf die judenchristlichen Agitatoren. Es fehlt aber auch nicht an wichtigsten Lehrausführungen. Und noch wertvoller sind die Beiträge, die wir für die Biographie des Apostels empfangen, besonders über seine Leiden und Offenbarungen. Minder bedeutend als diese vier Briefe sind der 1. an die Thessalonicher und der Brief an die Philipper, beide also nach Makedonien gerichtet, und doch haben sie gerade auch in ihrer Anspruchslosigkeit ihre besonderen Reize. Der 1. Thessalonicher ist dadurch besonders lehrreich, daß es sich um eine noch junge und wenig gefestigte Gemeinde handelt. Der Philipperbrief ist der wärmste und innigste aller paulinischen Briefe und in dieser Hinsicht geradezu eine Perle. Wichtig für die Christuslehre des Paulus ist der Brief an die Gemeinde von Kolossae oder Kolassae: Paulus hat es hier mit einer eigentümlichen Erscheinung zu tun, mit sogenannten Irrlehrern, die halb einen jüdischen Anstrich haben, halb wieder nicht, und die vielleicht eine jener religiösen Mischerscheinungen sind, die in jenem Zeitalter namentlich im Orient so überaus häufig sind: sie legen Wert auf Sabbat, Feste und Neumonde, daneben fordern sie Enthaltung von Fleisch- und Weingenuß, sind also Asketen, und

verbinden hiermit einen eigentümlichen Kultus der Engel.

Fünf Briefe, die als Paulusbriefe im Neuen Testament stehen, habe ich bisher gar nicht genannt: die Briefe an Timotheus und Titus, den 2. an die Thessalonicher und den an die Epheser. Der Grund war: ich glaube nicht, daß sie von Paulus geschrieben sind.

Aber haben wir denn überhaupt eine Sicherheit, daß wir wirklich Briefe von des Paulus Hand besitzen, und daß die von Paulus sind, die wir ihm zugeschrieben haben? Es hat namentlich in Holland eine Reihe Kritiker gegeben und gibt es noch, die das leugnen. Man hat gemeint, diese Briefe wären alle erst im 2. Jahrhundert nach Christus entstanden. Ich kann in einem derartigen Urteil nur einen außerordentlichen Rückschritt der Kritik sehen. Es gibt doch wahrlich ganz bestimmte Kennzeichen eines echten Briefes und die sind bei den Paulusbriefen in vollem Maße vorhanden. Eine ganz bestimmte Persönlichkeit spricht aus ihnen und eine solche, wie sie nur am Anfange der christlichen Entwicklung denkbar ist. Die Aeußerungen über die Verhältnisse sind so lebensvoll, so konkret und dabei so absichtslos, daß jeder Gedanke, als handele es sich nur um gemachte Angaben, verstummen muß. Nehmen wir als Beispiel nur den unscheinbarsten und vielleicht am wenigstens bekannten unter allen Paulusbriefen, das Briefchen an Philemon. Philemon ist ein angesehener Mann aus Kolossae. Ihm ist ein Sklave namens Onesimus davongegangen, der sich wohl etwas gegen seinen Herrn hatte zu Schulden kommen lassen. Dieser Onesimus war mit Paulus zusammengetroffen, eine Weile bei ihm geblieben und ihm lieb geworden. Nun sendet er ihn seinem Herrn wieder zurück, gibt ihm einen Brief mit und bittet Philemon, er möge seinen Sklaven freundlich wieder aufnehmen und ihm verzeihen. Er tut das in einer liebenswürdigen und

verbindlichen Weise, und er deckt den Onesimus dadurch, daß er seine Sache gewissermaßen zur eigenen Sache macht: ich schicke ihn dir zurück, ich schicke dir mein Herz damit — nimm ihn an wie mich.

Wie kann man nun meinen, daß dieser Brief ein künstliches Machwerk sei? Man hat wohl gesagt, der Brief wolle nur eine allgemeine Idee darstellen, nämlich wie das Christentum auch den Sklaven zum Bruder seines Herrn mache. Aber diese Idee wird ja gar nicht lehrhaft, nicht in allgemeinen Sätzen ausgesprochen, es ist einfach ein Vorgang des wirklichen Lebens, um den es sich handelt. Daß dieser Vorgang erfunden sein sollte, wäre viel rätselhafter, als daß er wirklich vorgekommen ist. In dieser Art steht auch den andern Briefen ihre wirkliche Herkunft von Paulus an der Stirn geschrieben. Heute gelten denn auch in Deutschland so gut wie bei allen Gelehrten als echt: die Korintherbriefe, der Galater, der Römer, der 1. Thessalonicher, der Philipper und der Brief an Philemon. Nicht allgemein anerkannt ist dagegen, daß Paulus den Kolosserbrief geschrieben habe. Man meint besonders, die Lehre dieses Briefes entferne sich von der der andern. Ich halte auch diesen Brief für echt. Daß Paulus etwas andere Aussagen macht als sonst, ist ganz natürlich, weil hier eben jene Engelverehrung der Irrlehrer seine Aussagen bestimmt. Im übrigen sind für alle Lehren dieses Briefes die Anknüpfungspunkte in den andern Briefen nachzuweisen.

Mit all dem ist nun freilich noch nicht gesagt, daß alle diese echten Briefe gerade in der Gestalt von Paulus ausgegangen sind, wie wir sie heute lesen. Wahrscheinlich gilt dies z. B. nicht vom Römerbriefe. Im Schlußkapitel desselben haben wir eine überaus lange Liste von Grüßen, die Paulus bestellt. Offenbar sind die Gegrüßten dem Paulus großenteils persönlich

genau bekannt, das ergibt sich aus den Zusätzen zu den Namen. Nun war Paulus aber in Rom fremd, als er seinen Brief schrieb. Wo kommen da diese vielen Bekannten her? Diese Schwierigkeit hat zu der Vermutung geführt, daß der größte Teil dieses 16. Kapitels ursprünglich zu einem andern paulinischen Briefe gehörte und dann mit dem Römerbrief durch irgend einen Zufall verschmolzen ist, und für diese Vermutung spricht viel. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Epheserbrief. Faßt man ihn als einen solchen auf, so kann man bei seiner Auslegung geradezu eine kleine Geschichte der Gemeinde von Ephesus aus der langen Namenreihe gewinnen. Auch vom 2. Korintherbrief hat man gemeint, daß seine vier letzten Kapitel von ihm abzutrennen und ursprünglich ein besonderer Korintherbrief gewesen seien. In der Tat schlägt in diesem Stücke die Stimmung des Paulus so plötzlich und auffallend um, sie wird so bitter, der Ton so scharf, daß ein solcher Gedanke wohl der Erwägung wert ist, wenn er auch noch nicht wirklich erwiesen ist.

Doch wir müssen auf jene fünf Briefe zurückkommen, von denen ich sagte, Paulus habe sie nicht geschrieben. Mit mir urteilen sehr viele Forscher so, die meisten sprechen wenigstens vier, die Briefe an Timotheus und Titus und den Epheserbrief, dem Paulus ab.

Aber diese Briefe wollen doch von Paulus sein? Seinen Namen tragen sie an der Spitze. Sie bringen Versicherungen, die nur Sinn haben, wenn Paulus der Verfasser sein soll. Der 2. Thessalonicherbrief sagt am Schlusse: Dies ist mein des Paulus eigenhändiger Gruß, der das Zeichen ist in jedem Briefe: so schreibe ich.

Also handelt es sich um Fälschungen, um betrügerische Machwerke um sittlich anfechtbare Verfasser? Dies wird der Ein-

druck sein, der namentlich beim Nichttheologen leicht entsteht, und er ist durchaus begreiflich. Freilich er dürfte uns in unserem Urteil nicht beirren. Denn wenn wirklich entscheidende Gründe für eine Fälschung sprechen, so müssen wir sie ehrlich anerkennen.

Allein unser Urteil wird doch ein wenig anders werden, wenn wir gewisse Erscheinungen der damaligen Zeit ins Auge fassen. Daß Schriften pseudonym sind, unter einem fremden Namen ausgehen, ist damals nicht etwas Ungewöhnliches wie heute, sondern etwas überaus Häufiges. In der Zeit unmittelbar nach dem Neuen Testament finden wir zum Beispiel eine Offenbarung des Petrus, ein Evangelium des Petrus, eine Predigt des Petrus — sämtlich pseudonyme Werke. Die gleiche Erscheinung haben wir auf dem Gebiete des Judentums. All die zahlreichen Apokalypsen, d. h. Offenbarungen, die dort in dieser Zeit geschrieben werden, erscheinen nicht unter dem Namen ihres wirklichen Verfassers, sondern unter einem berühmten Namen der Vorzeit: Henoch, Moses, Jesaja, Esra, Daniel. Aber auch im Bereiche der heidnischen Bildungswelt liegen analoge Tatsachen vor. Zum Beispiel sind unter dem Namen des Pythagoras Dutzende von Schriften in jenen Jahrhunderten ausgegangen. Diese Tatsachen beweisen uns, daß jene Zeit in diesem Punkte ganz anders empfunden hat als die heutige. Die Massenhaftigkeit solcher pseudonymen Werke wäre sonst gar nicht verständlich. Ein gerechtes Urteil über eine Zeit ist aber nur dann möglich, wenn man sie an ihren eigenen sittlichen Maßstäben mißt. Es hat damals wirklich dies ganze literarische Verfahren etwas anderes bedeutet, als es heute bedeuten würde. Und darum ist es nicht richtig, solche pseudonymen Werke, abgesehen von einzelnen besonderen Fällen, mit dem sittlichen Begriffe der Fälschung zu brand-

marken. Offenbar haben sich die Verfasser der vielen jüdischen Apokalypsen nicht selbst für Betrüger gehalten. Ja, die Lehre, die man einem verehrten Manne der vergangenen Zeit in den Mund legt, kann man sogar in einer Art Pietät auf ihn zurückführen. Man meint, die eigenen Gedanken stimmen mit den seinigen überein und so sucht man ihr Gewicht dadurch zu verstärken, daß man sie unter seine Autorität stellt.

Es ist nicht eine theologische Unart, die Sache so zurecht zu legen. Ganz ebenso urteilen Philologen auf ihrem Gebiete. Sie erklären es für sinnlos, Plato einen Fälscher zu nennen, weil er dem Sokrates Dinge in den Mund legt, die er nie gesagt hat, oder die Neupythagoreer Betrüger zu schelten, weil sie ihre Lehren von Pythagoras aussprechen lassen. Man kann also auch durchaus nicht sagen, daß eine pseudonyme religiöse Schrift schon um ihres Verfassers willen ihren religiösen Wert verlöre. Sie kann unter Umständen religiös wertvoller sein als eine echte.

Aber welches sind nun die Gründe, aus denen man die Abfassung jener fünf Briefe durch Paulus bezweifelt? Darüber nur einige Andeutungen. Der 2. Thessalonicherbrief macht zunächst ohne Zweifel einen ganz paulinischen Eindruck. Aber sieht man näher zu, dann findet man ganz auffallende Uebereinstimmungen mit dem 1. Thessalonicherbrief. Dieselben Gedanken, dieselben Wendungen kehren wieder, und oft ganz genau an derselben Stelle. Nur ein Abschnitt, die Weissagung über den Antichrist, ist ausgenommen, sonst gehen die Aehnlichkeiten so weit, daß man den Eindruck einer Nachahmung, eines gewissen Abschreibens empfängt. Und nun kann man doch Paulus nicht wohl zutrauen, daß er denselben Brief ausgeschrieben hätte, den er kurz zuvor an die gleiche Gemeinde sandte.

Aehnlich liegt es beim Epheserbrief. Er ist dem Kolosserbriefe so ähnlich, daß nur die Annahme alles erklärt, die ihn als eine Art Ueberarbeitung und Erweiterung des Kolosserbriefes betrachtet. Dazu kommen noch andere Gründe, seine Sprache und seine Gedanken entfernen sich merklich von den echten Briefen des Paulus, der Verfasser spricht bereits von den „heiligen" Aposteln, was Paulus nie getan hätte, und das ganze Schriftstück ist so völlig unpersönlich, wie das bei einem paulinischen Briefe ohne Beispiel ist. Er ist in Wahrheit gar kein wirklicher Brief, sondern eine Art Predigt in der Form eines Briefes. Uebrigens haben die Worte der Adresse: den Heiligen, die da sind in Ephesus, nach denen man den Brief Epheserbrief nennt, im ursprünglichen Texte nicht gestanden.

Am klarsten liegt die Sache jedenfalls bei den sogenannten Hirten- oder Pastoralbriefen; d. h. den Briefen an Timotheus und Titus. Der erste, der die Unechtheit des 1. Timotheusbriefes behauptet hat, war kein Geringerer als Schleiermacher.

Diese drei Briefe haben einen durchaus kirchlichen Charakter. Sie bekämpfen vor allem gewisse Irrlehrer, sodann sind sie bemüht, für eine richtige Besetzung und Verwaltung der kirchlichen Aemter zu sorgen. Endlich geben sie mancherlei Anweisungen für das Gemeindeleben, zum Beispiel für den Gottesdienst.

Es treffen hier eine ganze Fülle von Punkten zusammen, die die Herkunft dieser Briefe von Paulus selbst als unmöglich erscheinen lassen; höchstens könnten ein paar kleine echte Ueberbleibsel von paulinischen Zetteln oder Briefen in sie aufgenommen sein. Schwierig ist es bereits nach den Daten, die sie enthalten, sie in dem uns bekannten Leben des Paulus

unterzubringen. Befremdlich und widerspruchsvoll sind in vieler Hinsicht die Beziehungen, die zwischen Paulus und seinen Schülern Timotheus und Titus vorausgesetzt sind. Titus wird z. B. in Kreta gedacht, er muß dort genauer bekannt sein als Paulus selbst. Und doch beschreibt ihm Paulus erst die Irrlehrer in Kreta, als ob Titus von ihnen gar nichts wüßte. Wenn die Ausdrucksweise des Epheserbriefs schon befremdlich ist, so ist Sprache, Stil, Darstellung der Hirtenbriefe völlig verschieden von der der Paulusbriefe. In der Lehre finden sich zwar einige Anklänge an Paulus, aber der Haupteindruck ist ebenfalls der der Abweichung. Es ist ein aufrichtiges, schlichtes Christentum, was sie predigen, aber die Tiefe der paulinischen Gedanken fehlt, und schon hat dieses Christentum einen orthodoxistischen Beigeschmack gewonnen. Der Haß gegen die Ketzer ist hier bereits ebenso deutlich zu spüren, wie der Eifer für die Rechtgläubigkeit.

Der Kritiker wird aber nicht nur die Züge sammeln, die die Abfassung durch Paulus ausschließen. Das Urteil: eine Schrift ist *nicht* von Paulus, ist eigentlich ja immer nur die Erledigung einer Vorfrage. Die Kritik soll nicht bloß Nein sagen, sondern sie soll, wenn irgend möglich, nun zu einem Ja fortschreiten, sie soll ermitteln, welches denn nun die Verhältnisse sind, aus denen solche Schriften wirklich hervorgegangen sind.

Bei diesen Briefen ist das im wesentlichen möglich, wenn wir auch ihre Verfasser nicht kennen. Deutlich versetzen sie uns in eine Zeit, wo die *kirchliche Verfassung* schon *weit ausgebildeter* ist, als sie im apostolischen Zeitalter gewesen sein kann. Und ebenso deutlich zeigen sie uns die Kirche bereits in einem Kampfe mit einem Gegner, der ihr im zweiten Jahrhundert am meisten zu schaffen gemacht hat. Es ist der

sogenannte Gnostizismus, d. h. die Richtung, die durch eine Art Philosophie und Spekulation, vielfach auch durch die Annahme, daß Christi Leiblichkeit nur ein Schein gewesen sei, die kirchlichen Glaubenssätze aufzulösen drohte. Die Irrlehrer, die in diesen Briefen bekämpft werden, sind Gnostiker. Um sie zu überwinden sind diese Briefe vor allem geschrieben worden, vermutlich erst im Anfange des zweiten Jahrhunderts, etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Paulus.

Der Epheserbrief und der 2. Thessalonicherbrief werden etwas früher verfaßt sein, am ehesten am Ende des ersten Jahrhunderts. Wie der Verfasser des Epheserbriefs auf den Gedanken kam, den Kolosserbrief zu erweitern und zu überarbeiten, das entzieht sich unserer Kenntnis. Dagegen läßt sich für den 2. Thessalonicherbrief auch ein bestimmter Anlaß aufweisen. Er ist hervorgegangen aus einer Aufregung, die der Gedanke erregte, der jüngste Tag sei bereits jetzt im Hereinbrechen. Diese Aufregung will er beschwichtigen, indem er lehrt, daß Christus noch gar nicht wiederkommen *könne*, da zuerst der Antichrist erscheinen müsse und dieser auch noch zurückgehalten werde. Der tiefste und bedeutendste unter diesen unechten Briefen ist der Brief an die Epheser. –

Blicken wir zurück, so dürfen wir sagen, daß gerade die schönsten, größten und bedeutendsten Briefe, die das Neue Testament unter dem Namen des Paulus enthält, mit vollem Zutrauen als zuverlässige, echte Urkunden der ältesten Geschichte des Christentums gelten müssen. Sie lehren uns zwar nur ganz Vereinzeltes über das Leben und die geschichtliche Persönlichkeit Jesu, aber sie geben uns bei allen Lücken das Material, um einen wesentlichen richtigen Begriff vom Charakter und den Erlebnissen der ältesten Christenheit auf dem Boden der Heidenwelt zu gewinnen, und sie bringen uns eine

der größten Persönlichkeiten der Religionsgeschichte in vertraute Nähe, weil wir ihn noch immer mit seinen eigenen Worten reden hören. Größer als Paulus ist freilich der Meister, dem er den Weg zu bereiten sucht. Wichtiger als die Briefe des Paulus müssen für uns daher die Schriften sein, die von Jesus selbst berichten, die Evangelien.

II. Die Evangelien.

Auf die Entwicklung der kirchlichen Lehre in der Vergangenheit haben die Evangelien, das Johannesevangelium freilich ausgenommen, keineswegs am stärksten gewirkt, für die Theologen der verschiedensten Zeitalter sind sie nicht die wichtigsten Bücher des Neuen Testaments gewesen. Selbst Luther hat gerade die ersten drei Evangelien eher zurückgestellt. Für ihn war das Grundbuch des Neuen Testaments der Römerbrief mit seinem kleinen Seitenstücke, dem Galaterbriefe. Aber auf die Christenheit im ganzen, auf die Laienwelt der Kirche haben die Evangelien und gerade die ersten drei stets einen ganz besondern Zauber ausgeübt. Warum? Weil sie eben nicht bloß lehrten von Jesus, sondern Anschauung, ein farbiges Bild von ihm gaben, das zur Phantasie und zum unmittelbaren Gefühl weit eindringlicher redete als jeder Glaubenssatz und jede Lehraussage. In der Neuzeit mußte dieses Interesse mächtig wachsen, je mehr man in Jesus eine wirklich und ganz menschliche Persönlichkeit fand, und heutzutage werden auch weite Kreise von Theologen die Evangelien ohne Zaudern allen andern Schriften des Neuen Testaments an Wichtigkeit voranstellen. Man darf geradezu behaupten, daß heute etwas existiert, was früher nicht existiert hat: eine Sehnsucht nach dem

wahren, dem geschichtlichen Lebensbilde des Menschen Jesus, und die scharfe Kritik, die an den Berichten der Evangelien geübt worden ist, hat diese Sehnsucht nicht vermindert, für viele jedenfalls eher gesteigert. –

Die Evangelien dürfen wir betrachten als die ersten Anfänge einer christlichen Literatur, während uns für die Paulusbriefe der Begriff des literarischen Werkes nicht als passend erschien. Mochten die Evangelien ihre Leser zunächst in noch so engen Kreisen finden, sie traten doch eben in die Oeffentlichkeit hinaus, wie das das Kennzeichen literarischer Werke ist. Hätte es damals bereits eine Buchdruckerkunst gegeben, so wären sie sicher nicht als Manuskript, sondern gedruckt ausgegangen. Nur darf der Name Literatur keine zu hohen Vorstellungen erwecken. Für die damalige Weltliteratur kamen diese Schriften zunächst gar nicht in Betracht. Und andererseits existierte die Weltliteratur — mit ihren verschiedenen Formen, Drama, Epos, wissenschaftliches Buch, Compendium (Handbuch), Dialog, Rede u. s. w. — noch nicht für das Christentum. Dieser literarischen Formen der Weltliteratur beginnt das Christentum erst etwa seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts sich zu bemächtigen.

Gleichwohl könnte man fragen, ob nicht biographische Werke, wie sie damals verfaßt wurden, unsern Evangelisten einen Antrieb zum Schreiben gegeben haben, oder ein Vorbild für den Charakter ihrer Darstellung geworden sind. Im wesentlichen muß man das aber wohl verneinen. Diese literarische Form des Evangeliums ist vielmehr ein Erzeugnis der christlichen Gemeinde selbst, aus natürlichen Bedürfnissen in ihr erwachsen. Innerhalb der christlichen Kreise ist sie zweifellos rasch zu ganz besonderer Beliebtheit gelangt, sie hat sich die Christenheit erobert. Dafür ist der beste Beweis die

Tatsache, daß es eine große Zahl von Evangelien gegeben hat und keineswegs bloß unsere vier. Ein Teil dieser Schriften stammt freilich erst aus viel späterer Zeit als unsere Evangelien. Es sind jene Werke, in denen besonders die Kindheitsgeschichte, dann auch die Leidensgeschichte Jesu und selbst seine sogenannte Höllenfahrt in völlig legendenhafter Weise ausgemalt werden und die mit ihren Fabeleien und zum Teil ins Lächerliche gesteigerten Wunderberichten als christliche Romane bezeichnet werden müssen. Von ihnen sehen wir ganz ab. Aber es hat andere Evangelien gegeben, die den unsern zeitlich verhältnismäßig nahestehen und die im Charakter manche Verwandtschaft mit ihnen aufweisen. Wir haben eine Reihe Bruchstücke von einem recht alten Evangelium nach den Hebräern, das mit unserm Matthäus einige Verwandtschaft gehabt haben muß, aber sicher auch viel Unterscheidendes zeigte, ferner ein paar Fragmente eines Evangeliums nach den Aegyptern, das also einst in Aegypten gebraucht wurde. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt wurde in einem ägyptischen Grabe ein größeres Stück eines Evangeliums gefunden, das von Petrus sein will und das die Leidens- und Auferstehungsgeschichte erzählt. Die Evangelienzitate des Märtyrers Justin, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts das Christentum in besonderen Schriften verteidigte, lassen sich aus unseren Evangelien nicht genügend erklären und scheinen daher zu dem Schlusse zu nötigen, daß er ein Evangelium benutzt hat, das uns unbekannt ist. Vor einer Reihe von Jahren wurden wieder in Aegypten einige wenige „Sprüche Jesu" gefunden, und an derselben Fundstätte ganz neuerdings noch ein paar. Sie müssen doch auch, wenn nicht einem wirklichen Evangelium, so doch wenigstens einer Schrift angehört haben, die zur Evangelienliteratur in naher Beziehung steht. Alle diese

Schriften stehen nach meinem Urteil an Alter hinter unsern vier Evangelien zurück. Aber es muß auch verlorne Evangelienschriften gegeben haben, die ebenso alt und älter als unsere Evangelien oder die meisten von ihnen waren. Lukas sagt in der kurzen Vorrede, die er seinem Buche voranstellt: es hätten schon viele vor ihm den Versuch gemacht, eine Erzählung vom Leben Jesu abzufassen. Nun, Johannes war damals noch nicht geschrieben, unsern Matthäus hat Lukas vielleicht gar nicht gekannt. Hat er ihn aber gekannt, so hätte er den Ausdruck „viele" doch nicht gebraucht, hätten nur Markus und Matthäus damals existiert. Mit dieser Nachricht stimmen aber auch die Schlüsse, zu denen die Evangelienkritik führt und geführt hat: unsere Evangelien setzen zum mindesten die Existenz *einer* älteren Evangelienschrift voraus.

Es ist von Bedeutung für die Auffassung unserer vier Evangelien, daß man sich diese Tatsachen von vornherein klar macht. Es handelt sich nicht um vier einzelne Schriften, die nie ihres Gleichen gehabt hätten; sondern um vier Exemplare einer weit verbreiteten Gattung, und ich füge hinzu: um vier Glieder einer Entwickelungskette. Denn eine Entwicklung mit starken Veränderungen läßt sich in dieser Literatur deutlich wahrnehmen. Und darum sind auch die Evangelienschriften, die später fallen als unsere Evangelien, keineswegs wertlos. Der Laie wird freilich meist nur die eine Hauptfrage stellen: lehren uns solche Evangelien etwas Zuverlässiges über Jesus? und wenn diese Frage etwa verneint werden muß, wird er sie weiter keines Interesses würdigen. Aber der Forscher weiß, daß die Evangelien nicht nur Quellen für das wirkliche Leben Jesu sind, sondern auch Urkunden, die die allmähliche Entwicklung und Verschiebung der Auffassung vom Leben Jesu beleuchten. Und da kann ihm auch ein Spätling

sehr wichtig sein, wenn er überraschende Veränderungen in der Wiedergabe der Reden Jesu oder der Erzählungen von ihm darbietet. Und überhaupt: je mehr Material zur Vergleichung vorliegt, je klarer werden wir Art, Charakter und Wert der neutestamentlichen Evangelien zu erkennen vermögen.

Wenden wir uns nun speziell zu diesen vier Evangelien des Neuen Testaments, den sog. kanonischen Evangelien. Hier müssen wir sofort eine scharfe Scheidung vornehmen: die Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas treten dabei auf die eine, Johannes auf die andere Seite. Denn so nahe verwandt die ersten drei unter einander sind, so verschieden ist das vierte, es ist eine Schrift von wesentlich anderm Schnitte – auch der schlichte Bibelleser hat dafür leicht eine unmittelbare Empfindung. Die Wissenschaft pflegt die drei ersten Evangelien mit einem gemeinsamen Namen als die synoptischen Evangelien oder kurz die Synoptiker zu bezeichnen. Dieser Name drückt eben ihre auffallende Verwandtschaft aus. Denn er besagt, daß die Texte dieser drei Schriften großenteils mit einem Blicke überschaut, zusammen betrachtet werden können und müssen, weil sie zu einer Vergleichung förmlich einladen. Diese Synoptiker können auch wir daher nicht bloß einzeln ins Auge fassen. Das wird auch geschehen müssen, aber damit muß eine Betrachtung verbunden sein, die der ganzen Gruppe gilt.

Als geschichtliche Werke haben die Synoptiker einen recht ausgeprägten Charakter, und gleich darin zeigt es sich, daß es sich um drei Geschwister handelt. Es fällt zunächst auf, daß ihr Bericht sich nur über einen kleinen Teil des Lebens Jesu erstreckt. Markus erzählt über die ganze Zeit bis zum öffentlichen Auftreten Jesu nichts. Matthäus und Lukas bringen dann

freilich Geschichten von der Geburt Jesu, aber über seine ganze eigentliche Jugend und sein Heranreifen zum Manne schweigen auch sie, abgesehen von der kleinen Erzählung über den zwölfjährigen Jesus im Tempel bei Lukas. Die Darstellung selbst wird im allgemeinen charakterisiert durch einen Wechsel von Reden und Geschichten, die Geschichtserzählung aber bringt im wesentlichen Episoden, wir würden sagen Anekdoten, wenn dies Wort nicht heute einen Nebensinn hätte, der ihm ursprünglich fehlte. Fast lauter kleine Bildchen, Wunder, kurze Gespräche, Einzelszenen; dagegen fehlt eine allgemeine Entwicklung; keine großen Züge der Darstellung, keine eingehende Charakteristik der Personen, keine Hervorhebung des Zusammenhanges der Ereignisse. Eine stärkere Verbindung zwischen dem einzelnen tritt fast nur in der Geschichte des Leidens Jesu hervor: da wird ein größerer Verlauf geschildert.

Man muß nicht glauben, daß die Evangelisten gerade Fischer und Handwerker waren, diese schriftstellernden Männer gehörten als solche jedenfalls zu den gebildeteren Gemeindegliedern. Am wenigsten gilt das noch vom Verfasser des Markus, mehr von dem des Matthäus und besonders von dem des Lukasevangeliums. Dieser stellt seinem Werke eine kleine Vorrede voran, wie wir sie auch bei literarisch gebildeten Männern der Zeit finden, er spricht hier von seinen Vorgängern, redet von der Reihenfolge der Begebenheiten, interessiert sich also für die Chronologie, kurz, er läßt erkennen, daß ihn eine gewisse historische Absicht leitet. Diese ist natürlich auch den beiden andern im allgemeinen nicht abzusprechen, sie wollen nicht bloß von Christus predigen, sondern von ihm erzählen. Aber nichts wäre verkehrter, als diese Verfasser wie moderne Geschichtsschreiber zu denken, und ich denke keineswegs bloß an gelehrte und geschulte Historiker, sondern auch an populäre

Erzähler. Es ist nämlich scharf zu betonen, daß die Evangelisten doch überhaupt nicht erzählen, um zu erzählen, daß sie vielmehr vor allem praktische, erbauliche Zwecke verfolgen, auch Lukas nicht ausgenommen. Sie schreiben nicht „objektiv", wie man sagt, nicht uninteressiert, nicht als bloße Chronisten, sie schreiben für Glaubende und als Glaubende. Man stellt das Johannesevangelium den Synoptikern gern gegenüber: jenes schildere den Christus des Glaubens, diese den Jesus der Geschichte. In diesem Gegensatze steckt wohl eine gewisse Wahrheit, aber auch Matthäus, auch Markus und Lukas schildern uns doch schon und wollen schildern den Christus, der geglaubt ward, ob er sich nun ganz deckt mit dem Jesus der Geschichte oder nicht. Man kann es sich gar nicht klar genug machen: diese Männer wollen Erbauungsbücher schreiben, ihre Schriften sollen für Christus werben, von ihm lehren, sie sollen auch denen zukommen, die im Christenglauben unterrichtet werden, sollen etwa im Gottesdienste verlesen werden: kurz sie wollen doch von Christus predigen. Wer deshalb meint, sie wären mit der Peinlichkeit, Genauigkeit und Sorgfalt in der Beschaffung ihres Stoffes, in der Kontrollierung der überkommenen Nachrichten, in der Feststellung des einzelnen verfahren, wie ein eigentlicher Geschichtsschreiber, der stellt von vornherein falsche Ansprüche und handhabt einen verkehrten Maßstab.

Für den, der sich nicht eingehend mit den Synoptikern beschäftigt, ist es außerordentlich schwer, sie auseinander zu halten. Näher betrachtet haben sie bei aller Familienähnlichkeit doch jeder wieder sein besonderes Gesicht. Damit uns die Namen Matthäus, Markus, Lukas nicht bloße Namen bleiben, möchte ich mit einigen wenigen Strichen das Besondere hervorheben, was bei jedem einzelnen stärker hervortritt.

Ich beginne mit **Markus**, dem kürzesten Evangelium. Markus gibt ganz überwiegend Erzählung, d. h. er ist im Vergleich mit Matthäus und Lukas arm an Reden; außer einigen Gleichnissen und einer größeren Rede über die Vorgänge bei der Wiederkunft Jesu bringt er durchweg nur einzelne Sprüche. Die Schreibart dieses Evangelisten ist recht frisch und lebhaft, sie mutet urwüchsiger an, ist weniger gefeilt als die der beiden andern. Auffallend ist, daß Markus in der Erzählung manche Detailzüge vor ihnen voraus hat, er führt die Situation oft farbenreicher und lebendiger vor. Unter den Wundern Jesu, die das Evangelium zahlreich berichtet, tritt besonders bedeutsam **eine** Klasse hervor: die Heilung der sog. Dämonischen, d. h. der Besessenen, wir würden sagen: der geistig Gestörten. Für diese Taten Jesu scheint der Evangelist ein ganz besonderes Interesse gehabt zu haben. Uebrigens ist uns das Evangelium wahrscheinlich nicht vollständig erhalten. Der Schluß des Evangeliums, wie wir ihn heute in unsern Bibeln lesen, d. h. die letzten zwölf Verse sind ohne Zweifel unecht, wie sie denn auch in alten Bibelhandschriften fehlen. Nun hat aber das Evangelium schwerlich mit den Worten geschlossen, die den unechten, später hinzugesetzten Versen vorangehen. Man erwartet, daß zum wenigsten noch eine Erscheinung des auferstandenen Christus in Galiläa berichtet wird. Der echte Schluß ist also vermutlich verloren, vielleicht ist er absichtlich weggelassen, weil er Späteren nicht ganz zusagte, und nun durch einen Bericht ersetzt, der aus mehreren andern Auferstehungsberichten zusammengestoppelt ist.

Das Evangelium des **Matthäus** ist unter den drei Synoptikern das einflußreichste und das beliebteste geworden. Und es verdient diese Beliebtheit auch wegen der schönen Anordnung des Stoffes, des trefflichen Aufbaus des Ganzen. Reden

und Geschichten wechseln in schönem Gleichmaß miteinander ab, und die Reden Jesu wirken um so imponierender, als sie in großen abgeschlossenen Stücken auftreten; das ist nämlich bei Lukas anders, er bietet kaum weniger Reden, aber es sind mehr kleinere Stücke und Stückchen, die sich über das Ganze verteilen. Wie Lukas enthält auch Matthäus eine Kindheitsgeschichte nebst einem Stammbaum Jesu, ist aber gerade in diesen Stücken von Lukus sehr verschieden.

Matthäus bietet eine Reihe von Sprüchen Jesu, die einen scharf jüdischen oder judenchristlichen Klang haben. Zum Beispiel wird den Aposteln ausdrücklich verboten zu den Heiden und Samaritern zu gehen (10, 5), die unverbrüchliche Geltung des Gesetzes wird betont (5, 17 ff.) und es heißt: bittet daß eure Flucht — in der kommenden Drangsal — nicht geschehe im Winter oder am Sabbat (24, 20), worin die Auffassung steckt, daß das Gesetz verbietet, am Sabbat längere Wege zu machen. Solchen Aussprüchen, die zu dem — übrigens nicht haltbaren — Urteil geführt haben, dieses Evangelium sei speziell für Judenchristen bestimmt, stehen nun andere gegenüber, die einen ganz verschiedenen Klang haben, die nämlich so deutlich wie möglich sagen, daß das jüdische Volk kein Vorrecht hat und daß alle Völker zum Evangelium berufen sind (28, 19 f.). Das ist ein Gegensatz der Auffassung, der sich nur so erklären läßt, daß der Verfasser die eine Anschauung in einer andern Schrift vorfand und sie beibehielt, indem er die Schrift benutzte, während die andere Anschauung seine eigene Meinung darstellt. Wir werden also schon hiedurch auf die Vermutung geführt, daß dem Evangelium zum wenigsten e i n e Quelle zu Grunde liegt.

Der Verfasser dieser Schrift ist sozusagen der Theologe unter den drei Evangelisten, er zeigt sich besonders im Alten Testament sehr bewandert, und es ist eines seiner vornehmsten

Anliegen, den Nachweis zu führen, daß in den Zügen der Geschichte Jesu sich alttestamentliche Weissagungen erfüllt hätten. Daher so oft die Formel: dies geschah, damit erfüllet würde, was geschrieben steht. Dieser sogenannte Weissagungsbeweis hat freilich überhaupt ein starkes Interesse für die älteste Kirche gehabt. Bei Matthäus aber tritt es besonders klassisch hervor.

Lukas hat, wie wir schon hörten, in seinem Vorwort besonders sein Streben nach Genauigkeit, d. h. Vollständigkeit, und nach einer richtigen Folge der Erzählung betont. In beiden wollte er offenbar seine vielen Vorgänger übertreffen, denn jeder spätere Evangelist wollte es natürlich irgendwie besser machen als die früheren. Man kann nun auch beobachten, daß Lukas dieses Programm im Evangelium nicht ganz vergessen hat. Z. B. stellt er manche Erzählungen seiner Vorgänger um, auch versucht er gelegentlich die Geschichte Jesu mit den großen Weltbegebenheiten in Zusammenhang zu bringen, so nennt er den Kaiser Augustus (2,1), ein andermal den Kaiser Tiberius (3,2) und andere Herrscher. Die Kritik kann freilich nicht urteilen, daß die Veränderungen des Lukas wirkliche Verbesserungen in der Folge der Erzählungen sind. Die große Reise Jesu z. B., die er in Kap. 9—18 einschaltet, ist als solche nicht vorzustellen — womit nicht gesagt sein soll, daß die Berichte wertlos sind, die er in diesem Rahmen gibt.

Wir werden jedenfalls den Vorzug des Lukas an einem ganz andern Punkte suchen: die Erzählungsweise dieses Evangeliums ist in besonderem Grade sinnig und liebenswürdig. Einige der ergreifendsten Züge der evangelischen Geschichte gehören ihm allein, z. B. der, daß Jesus den Petrus nach der Verleugnung ansah (22,61). Und er liebt es in

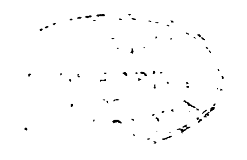
den Gleichnissen, die er berichtet, den handelnden Personen Selbstgespräche in den Mund zu legen, stellt Erwägungen an, die ihr Seelenleben beleuchten. „Arbeiten mag ich nicht, zu betteln schäme ich mich", sagt z. B. der ungerechte Haushalter (16, 3). Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, der verlorne Sohn (15, 18). In solchen Zügen werden wir einen gewissen Zusatz der eigenen Art des Lukas erkennen dürfen, denn Matthäus erzählt die Gleichnisse etwas anders.

Jesus tritt in diesem Evangelium ganz besonders als der Freund der bei den Juden verachteten Klassen der Verlornen, der Zöllner und Sünder, wie es heißt, hervor, damit aber zugleich als Feind der Reichen. Und dies ist ein besonders deutlicher Charakterzug dieser Schrift. Nirgends erfährt der Reichtum eine so scharfe Beurteilung wie hier, nirgends wird die Armut höher gestellt und die Wohltätigkeit, die sich des Besitzes entäußert. Die Kritik fragt daher, ob hier der Evangelist die Gedanken Jesu besonders treu wiedergibt, oder ob er sie vielleicht unbewußt nach seinen eigenen Anschauungen etwas gefärbt hat. Die Verhältnisse in Palästina liegen Lukas, wie es scheint, ferner als Markus und Matthäus, vielleicht setzte er nicht viel Interesse bei seinen Lesern dafür voraus, jedenfalls fehlt den Reden Jesu bei Lukas zum Teil ein gewisses lokaljüdisches Kolorit, das bei Matthäus hervortritt. Ich meine damit, daß der Gegensatz Jesu gegen die Pharisäer nicht so im Vordergrunde steht.

Als einen Augenzeugen des Lebens Jesu gibt sich keiner der drei durch irgend eine bestimmte Aeußerung zu erkennen. Keiner berichtet so, als ob er von eigenen Erlebnissen spräche, er redet nicht von seinem Verhältnis zu Jesus, gebraucht in der Erzählung kein „wir", Lukas aber gibt positiv zu er-

kennen, daß er nicht Augenzeuge ist, sondern einer späteren Generation angehört.

Neben solchen Unterschieden, wie ich sie geschildert, gilt es nun aber vor allem die Verwandtschaft der drei Schriften bestimmter ins Auge zu fassen. Sie ist in der Tat äußerst merkwürdig. Es handelt sich nicht bloß um die allgemeine Aehnlichkeit der Darstellungsweise, um jenes Aneinanderreihen von kleinen Bildern. Auch nicht bloß darum, daß der ganze Rahmen der Erzählung derselbe ist: der Beginn mit Johannes dem Täufer, der Taufe und der Versuchung, die Fortsetzung mit den Geschichten in Galiläa und dem Zuge nach Jerusalem, der Abschluß mit der bei allen dreien besonders ausführlichen Schilderung des Leidens, Sterbens und Auferstehens. Ueberraschender ist jedenfalls die Verwandtschaft in der Auswahl des Stoffes. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß Jesus in der Zeit, die die Evangelien schildern, viel mehr getan, gesprochen und erlebt hat, als sie auf ihren wenigen Seiten berichten. Wie kommt es nun, daß der Inhalt oder Stoff so überwiegend übereinstimmt? Beträgt doch das, was alle drei oder wenigstens zwei Evangelisten gemeinsam haben, etwa zwei Drittel des ganzen Inhalts. Sehr bedeutsam ist daneben aber auch die Aehnlichkeit in der Aufeinanderfolge der einzelnen Erzählungen. Ganze Gruppen von Geschichten treten bei zweien oder dreien in derselben Anordnung auf. Das erklärt sich keineswegs daraus, daß es sich um die wirkliche Folge der Ereignisse handelte. Wie käme es dann, daß die Anordnung häufig auch wieder so abweichend ist: gerade diese Unterschiede machen die teilweise Gleichheit so auffallend. Endlich ist es ja aber bekannt, wie die Uebereinstimmungen, nicht nur in den Worten Jesu, son-



dern auch in den Erzählungen vielfach bis in den Wortlaut hineinreichen. Auch die Gleichheit in den Worten ist übrigens merkwürdig. Denn Jesus hat nicht griechisch gesprochen, wie die Evangelisten schreiben, seine Muttersprache war vielmehr das Aramäische, ein dem Syrischen nah verwandter Dialekt, der damals das Hebräische in Palästina verdrängt hatte. Da also die Worte Jesu nur in einer Uebersetzung vorliegen, nimmt die Uebereinstimmung bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein zwiefach Wunder.

Hiermit stehen wir nun vor dem Problem, dem die Forschung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis heute mit wahrhaft heißem Bemühen nachgegangen ist, und das man als die synoptische Frage bezeichnet. Wie erklärt sich diese weitreichende Verwandtschaft im Inhalt, in der Anordnung und im Wortlaut, der wieder ebenso große Verschiedenheiten zur Seite gehen? Oder wie erklärt sich dies eigentümliche Gemisch von Gleichheit und Ungleichheit?

Der Zufall bietet keine Erklärung, denn zufällig können die Aehnlichkeiten nicht sein. Die Lehre von der göttlichen Eingebung der Evangelien gibt auch keine Erklärung. Denn so verstehen wir die zahlreichen Differenzen nicht. Nur die literarische Kritik kann zu einer Lösung führen.

Hier hat nun die Forschung mancherlei verschiedene Wege eingeschlagen. Nahe lag natürlich der Gedanke, daß der eine Evangelist die Schrift des oder der andern benutzt habe. Daneben tauchte die andere Vermutung auf, daß unsere Evangelisten aus einer oder mehreren verlornen Evangelienschriften geschöpft hätten oder etwa aus einzelnen kleineren Aufsätzen und Bruchstücken der Erzählung. Schon Lessing hat den Grundgedanken dieser Hypothese entwickelt. Endlich zog man auch die mündliche Ueberlieferung heran: durch häu-

figes Wiedererzählen der Worte und Taten Jesu habe sich allmählich eine feste Form der Erzählung gebildet und daher schreibe sich nun die starke Uebereinstimmung.

Die neuere Forschung glaubt nicht mehr, daß *eine* dieser Hypothesen allein zum Ziele führt, am allerwenigsten der Gedanke der mündlichen Ueberlieferung. Sie hält es für nötig, das Richtige in allen diesen Versuchen zu verbinden, und auf diesem Wege ist sie nun zu bestimmten Resultaten gelangt. Von einer absoluten Einigkeit der Forscher ist freilich überhaupt keine Rede, aber die überwiegende Mehrzahl stimmt wenigstens in ein paar grundlegenden Punkten überein, und sie dürfen in der Tat als ein wirklicher Ertrag der langen Arbeit gelten.

Das erste dieser Ergebnisse heißt: *Markus war die Quelle für Lukas und Matthäus.* Dafür sprechen in der Tat die stärksten Gründe. Ich deute einige an. Hätte Markus die andern Evangelien benutzt, so könnte man nicht verstehen, weshalb er so vieles von ihrem Stoffe ausgelassen hätte; wenn Markus dagegen die Grundlage ist, so haben die beiden Nachfolger fast sein ganzes Evangelium in sich aufgenommen; weshalb sie aber einige wenige Stücke ausgelassen haben, das läßt sich durchweg gut erklären. Ferner ergibt sich, daß die Reihenfolge der Markusberichte bei den andern zu Grunde liegt. Sie entfernen sich oft von dieser Reihenfolge, kehren dann aber immer wieder zu ihr zurück. Auch das spricht schon für Markus, daß er keine Kindheitsgeschichte bietet. Diese Kindheitsgeschichten des Matthäus und Lukas, so poetisch sie sind und gerade auch *weil* sie diesen poetischen Zauber haben, sind durchaus als Sagen zu betrachten — schon das Auftreten von Engeln kennzeichnet sie als solche — und sie gehören, wie die freie Forschung allgemein annimmt, ge-

wiß zum jüngsten Teile der evangelischen Ueberlieferung.

Hätte nun Markus den Matthäus oder Lukas schon gelesen, so hätte er diese Geschichten, die dem Glauben der Zeit so sehr zusagten, schwerlich ausgelassen. Aber auch im einzelnen kann man reichlich erkennen, daß Markus zum mindesten meistens den älteren Text bietet. Zum Beispiel bei der Taufe Jesu erzählt Matthäus von einer anfänglichen Weigerung Johannes des Täufers: ich sollte von dir getauft werden, und du kommst zu mir? (3, 14). Bei Markus fehlt dies. Er hat dies aber nicht ausgelassen, sondern Matthäus hat es hinzugefügt. Man fing nämlich an, an der Tatsache Anstoß zu nehmen, daß Jesus von Johannes getauft war, weil das mit der Sündlosigkeit Jesu nicht verträglich schien, auch fürchtete man, Jesus scheine dann dem Johannes sich unterzuordnen. Dieser Anstoß hat den Zusatz des Matthäus erzeugt. Wenn Johannes selbst aussprach, daß Jesus die Taufe nicht nötig habe, so war das Bedenkliche des Vorgangs beseitigt. Ein anderes Beispiel. Guter Meister, redet der reiche Jüngling Jesus an, was soll ich tun, das ewige Leben zu erben? Darauf Jesus: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut als der eine Gott. So Markus (10, 17 f.). Bei Matthäus aber bleibt die Anrede „gut" fort. Es heißt: Meister, was muß ich Gutes tun, das ewige Leben zu erben. Hier antwortet Jesus nun aber: was fragst du mich nach dem Guten? Einer ist der Gute (19, 16 f.) Diese Differenz wird man kaum anders erklären können, als daß der Text des Markus: „was heißest du mich gut?" bedenklich erschien und daher abgeändert wurde.

Das zweite Hauptergebnis der Kritik lautet so: außer Markus liegt den Evangelien des Matthäus und Lukas noch eine zweite Quelle zu Grunde — in den Stücken, die sie nicht aus Markus haben und in

denen sie doch wieder so außerordentlich übereinstimmen, es handelt sich dabei wesentlich um einen großen Teil der Reden Jesu. Diese Quelle muß also eine für uns verlorene Schrift sein. Man pflegt sie zu bezeichnen als eine Spruchsammlung oder Redensammlung. Und man vermutet, daß es eine Art Katechismus oder Lehrbuch war das, aus Sprüchen und Reden Jesu zusammengestellt, die Regeln darbot, die die Gemeinde für ihr Leben, ihre Frömmigkeit, ihre Mission, ihre Zukunftserwartung brauchte. Den Inhalt dieser Quelle würden wir zum guten Teile noch besitzen, eben in den Reden Jesu, die Matthäus und Lukas gemeinsam haben, und auch vielleicht in dem einen oder andern Stücke, das nur einer von ihnen hat; freilich rechnet man damit, daß sie von beiden Evangelien schon in einer verschiedenen Gestalt benutzt worden ist. Aber wäre es nicht viel einfacher, jene Gemeinsamkeit daraus zu erklären, daß Matthäus den Lukas oder Lukas den Matthäus benutzte? Natürlich hat man auch diesen Weg versucht, aber er führt nicht zum Ziele.

Ein drittes und letztes Ergebnis ist so zu formulieren: für die Stücke, die Lukas ganz allein hat, ebenso auch für die, die nur Matthäus bietet, müssen noch eine oder mehrere andere Quellen angenommen werden, die wir nicht mehr haben. Hier und dort werden beide Evangelisten auch aus mündlichen Ueberlieferungen geschöpft haben. Diese Ergänzung der zwei andern Hauptsätze ist notwendig, da es ganz unmöglich ist, daß Lukas die Berichte, die er allein hat, erfunden hätte. Gehören doch zu diesen Berichten gerade eine Reihe der schönsten Gleichnisse Jesu, die allen Anspruch darauf haben, zur besten Ueberlieferung der Evangelien zu zählen.

Das freilich ist im allgemeinen richtig: auch den Evan-

gelisten gebührt ein gewisser Anteil an ihren Berichten. In der Hauptsache zwar überliefern sie, was sie empfangen haben. Aber sie selbst modeln doch auch das Ueberlieferte mannigfach, machen Zusätze, Abstriche, verbinden nach eigenem Gutdünken eine Quelle mit der andern. Der Beweis dafür liegt in unseren Evangelien klar zu Tage. Auch wo Matthäus und Lukas nur dem Markus folgen, nehmen wir doch mancherlei Aenderungen wahr, und Markus wird es nicht anders gemacht haben als sie.

Mit all diesen Ausführungen soll nun aber nicht der Eindruck erweckt werden, als wäre nun alles oder auch nur alles Wichtige aufgeklärt. Welches sind die Quellen des Markus? Hat er auch schon schriftliche Quellen benutzt? vielleicht etwa auch schon die Spruchsammlung? Ist unser Markus die älteste Gestalt dieses Evangeliums? oder hat es eine ältere, einen Urmarkus gegeben? Wie sah die Spruchsammlung näher aus? So könnte ich fortfahren. Ueber alle solche Fragen geht noch heute der Streit der Meinungen hin und her. Wird er je verstummen? Werden wir jemals behaupten können: wir haben das ganze synoptische Problem gelöst? Man kann daran zweifeln, denn wir müssen mit zu viel unbekannten Größen rechnen. Und wenn die Gräber Aegyptens, die Trümmerstätten Kleinasiens uns noch manchen Fund bescheren mögen, der die Evangelienforscher erfreut, daß gerade die Schriften wieder ans Licht treten, aus denen unsere Evangelien geschöpft haben, dafür spricht wenig Wahrscheinlichkeit.

Indessen, daß die gewonnenen Ergebnisse doch jedenfalls höchst wichtig sind, das dürfte jedem leicht einleuchten. Ich betone nur ein Zweifaches. Erstens steigt offenbar die geschichtliche Bedeutung des Markus-Evangeliums ganz bedeutend, wenn es die Vorlage der beiden andern ist. Haben diese aus Markus geschöpft, so hat ihr Zeugnis überall da keinen

selbständigen Wert, wo sie von Markus abhängig sind, d. h. in dem größten Teile des eigentlichen Erzählungsstoffes. Und wir haben also in diesem Falle nicht drei Zeugen für ein Ereignis, sondern nur einen, eben Markus. Die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers wird dadurch zu einer Grundfrage. Namentlich sind wir für alles das, was den Verlauf, die Entwicklung im Leben Jesu betrifft, auf Markus angewiesen, weil hier die beiden Nachfolger ganz auf ihm ruhen. Zweitens ist es aber auch von hoher Bedeutung, daß Matthäus und Lukas eine Sammlung von Reden Jesu zu Grunde liegt. Denn damit gewinnen wir für die Reden, die in Betracht kommen, einen älteren Zeugen als Matthäus und Lukas selbst sind. Und hiedurch erhebt sich nun auch wieder die geschichtliche Bedeutung des Matthäus und Lukas über die des Markus, da ja Markus diese Reden eben nicht enthält.

Es bleibt uns noch *eine* Aufgabe: es gilt, *die Evangelien* noch zu betrachten *im Zusammenhange der* ganzen *Entwicklung, die die Ueberlieferung vom Leben Jesu durchgemacht.* Als Stationen in dieser Entwickelung müssen wir die Evangelien betrachten, wollen wir sie geschichtlich begreifen. Dies führt uns dann unmittelbar vor die Frage nach dem geschichtlichen Werte dieser Berichte, eine Frage, der mein Vortrag allerdings nur sehr unvollkommen gerecht werden kann.

Freilich diese Entwicklung, die vor unseren Synoptikern liegt, ist uns ja in vielem dunkel. Aber wir können aus ihnen doch gewisse Rückschlüsse machen, und wir wissen, daß eben alle menschliche Ueberlieferung an gewisse Gesetze gebunden ist.

Den Anfangspunkt bezeichnet der Augenblick nach Jesu

Tode, wo die Ueberlieferung über Jesus noch überaus reich und frisch war. Freilich war auch damals gewiß schon manches Wertvolle vergessen. Denn das Vergessen pflegt ja schon in dem Augenblick zu beginnen, wo etwas zur Erinnerung wird. Aber daß die Augenzeugen, die mit Jesus gewandert waren, damals unendlich viel von ihm erzählen konnten, daß diese Erinnerungen mit einziger Leuchtkraft vor ihrem Auge standen, das ist gewiß. Die erste Fortpflanzung der Erinnerungen war nun aber durchaus frei und mannigfaltig. Naturgemäß hatte sie es ferner am meisten mit einzelnen Worten, Lehren und einzelnen Geschichtszügen zu tun. Nach einer Gesamtansicht vom Leben Jesu fragte man überhaupt nicht leicht, gewisse Hauptsachen kannte man, damit war es genug. Daß man lange Reden wie z. B. die Bergpredigt behalten hätte und gar wörtlich, ist unwahrscheinlich. Die Betrachtung unserer Evangelien selbst lehrt uns, daß die langen Reden meist aus kürzeren Stücken oder auch einzelnen Sprüchen zusammengesetzt sind. An ein absichtliches Festhalten der Erinnerungen dachte niemand, schon weil man die baldige Wiederkunft des Herrn erwartete.

Nun wurde aber allmählich die Ueberlieferung ärmer. Die Augenzeugen starben dahin oder zerstreuten sich. Damit versinkt viel. Wichtig war es sodann, daß die Ueberlieferung bald auf einen Boden sich verpflanzte, wo sie nicht ursprünglich zu Hause war, nämlich außerhalb Palästinas. Bei solcher Verpflanzung fällt immer vieles fort, besonders wissen die fern Wohnenden sich nicht in die lokalen und persönlichen Verhältnisse zu finden, mit denen man auf dem ursprünglichen Boden von selbst vertraut war. Sie haben auch kein Interesse dafür. So verblaßt die Anschauung der wirklichen Vorgänge.

Es kommt noch eins hinzu. Die Ueberlieferung blieb nicht

bloß Sache des persönlichen liebevollen Andenkens, sondern sie gewann eine besondere Bedeutung für das Gemeindeleben. Die Worte Jesu wurden, wie wir schon aus Paulus sehen, von früh an als maßgebende Regeln für die Gemeinde betrachtet. Was nun für ihre Glaubens- und Lebensinteressen wichtig war, das wurde naturgemäß besonders festgehalten, namentlich die Herrenworte wurden schon fester fixiert, vielleicht auch einzelne zusammengestellt. Auf der andern Seite aber trat das rein Persönliche, das mehr Gelegentliche in der Ueberlieferung zurück. Von den Ereignissen des Lebens Jesu wurde besonders das weitergegeben, was Jesu Tätigkeit als Heiland und Helfer illustrieren konnte oder sonst eine lehrhafte Bedeutung hatte. Für die Chronologie, die Stellung Jesu zum Volke, seinen privaten Umgang mit den Jüngern, seine Beziehungen zu einzelnen Personen oder ganzen Gruppen war das Interesse gering. Natürlich aber gab man die Geschichten von Jesus in sehr freier Weise wieder, mit all der Lust, die das Erzählen und Weitererzählen so herrlicher Dinge bereiten mußte.

Einen Markstein in dieser Entwickelung bezeichnen dann die ersten Evangelienschriften. Was bedeuten sie für die Ueberlieferung? Zunächst das sehr Wichtige, daß nun ein Teil der Erinnerungen wirklich fixiert wird, so daß er nicht mehr verloren gehen kann. Aber darüber ist das andere nicht zu übersehen, daß mit der Entstehung der Evangelien eine weitere Verarmung der Ueberlieferung eintrat. Das klingt sonderbar und doch ist es richtig. Als die ersten Schriften dieser Art entstanden, war zweifellos noch viel freie mündliche Ueberlieferung vorhanden. Aber nur das, was in dem Behälter dieser Schriften aufgefangen wird, bleibt erhalten, das übrige geht im wesentlichen verloren, und zwar gerade, weil es nun geschriebene Evangelien gibt. Denn diese werden nunmehr

die eigentlichen Träger der Erinnerungen an Jesus, an sie wendet man sich, wenn man von Jesus hören will. Die freien Erinnerungen verlieren an Bedeutung. Die Tatsachen bestätigen diese Auffassung. Von glaubhaften Geschichten ist uns außerhalb der Evangelien bei den alten Kirchenschriftstellern so gut wie nichts erhalten. Worte Jesu gibt es freilich, die uns überliefert sind, ohne daß sie in den Evangelien stehen, es sind die sogenannten Agrapha, d. h. eben Sprüche, die nicht in den Evangelien berichtet werden. Wir haben ihrer eine ganze Zahl. Einige können sehr wohl echt sein, z. B. das Wort: „Werdet gute Bankhalter“, vielleicht auch jenes schöne Wort, das Jesus einem Menschen zugerufen haben soll, den er am Sabbat arbeiten sah: „Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig, wenn du es aber nicht weißt, bist du verdammt und ein Uebertreter des Gesetzes“. Allein es sind eben doch nur wenige solcher Worte, die als echt in Frage kommen können.

Wann ist nun der Moment, wo diese ersten Evangelienschriften entstehen? Ueber das Datum unseres Markus herrscht noch keine Einigkeit. Manche setzen ihn in die Zeit unmittelbar vor der Zerstörung Jerusalems, in die Jahre 65—70, also doch mehr als 30 Jahre nach dem Tode Jesu; viele aber 10 und mehr Jahre später. Die Spruchsammlung ist vielleicht etwas früher entstanden, man führt sie vielfach auf den Apostel Matthäus zurück und nimmt an, daß von da der Name des Apostels auf unser Matthäus-Evangelium übergegangen sei, weil es eben die Spruchsammlung in sich aufnahm. Denn unser Matthäus ist sicher keine Schrift des Apostels Matthäus. Dagegen sprechen zahlreiche Gründe, u. a. eben die starke Abhängigkeit von Markus. Dies Werk dürfte aber, ebenso wie das des Lukas, erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts entstanden sein.

In der genannten Zeit – in den letzten drei oder vier Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts hat sich also, so viel wir sehen, die erste und grundlegende Fixierung der Ueberlieferung vollzogen. Daß die Entwicklung damit nicht stillesteht, haben wir schon gesehen. Denn nun folgt ja noch ein Evangelium um das andere, nicht nur das Johannesevangelium, sondern auch das Hebräer-, Aegypter-, Petrusevangelium und dann die phantastischen Erzeugnisse der späteren Zeit. Es kann nicht wunder nehmen, daß der wachsenden Verarmung an echten Ueberlieferungen eine steigende Bereicherung mit unechten zur Seite geht.

Alle menschliche Ueberlieferung bedeutet Veränderung. Will man die Evangelien verstehen, so muß man ein Auge haben für den umgestaltenden Einfluß der Ueberlieferung. Luthers Wort auf dem Wormser Reichstage, bei dem halb Europa zuhörte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" ist bereits im Jahre 1521, wo es gesprochen wurde, in drei verschiedenen Formen vorhanden. Schon nach solchen Analogien müssen wir erwarten, daß die Erzählungen von Jesu Leben und Lehren auf dem langen Wege, bis sie in die Evangelien kamen, Wandlungen erfahren haben, die von Bedeutung sind. Den urkundlichen Beleg bieten uns aber unsere Evangelien selbst. Noch in den Jahrzehnten, die zwischen ihrer Entstehung liegen mögen, sehen wir von einem zum andern bald kleine und leise, bald auch tiefer greifende Veränderungen sich vollziehen. Es wird ergänzt, verdeutlicht, in der Weise wie mans verstand, es wird auch absichtlich, freilich im besten Glauben, korrigiert, wenn eine Aussage störend schien, wenn etwas für Jesus nicht recht zu passen schien oder dem Glauben der späteren Zeit nicht mehr entsprach. Ja, es läßt sich zeigen, daß man in der guten Meinung, Jesus müsse und

werde etwas gesagt haben, erzählte, er habe es gesagt. Z. B. jene genauen Weissagungen auf das Leiden, Sterben und Auferstehen, in denen schon eine kleine Leidensgeschichte niedergelegt ist, dürften dem Gedanken entsprungen sein, daß Jesus doch das alles vorausgewußt haben mußte.

Wenn nun dies in dieser Zeit deutlich wahrzunehmen ist, sollte dann in der Zeit, die vor den ersten geschriebenen Evangelien liegt, die Ueberlieferung unverändert weitergeflossen sein? Das ist eine Vorstellung, die alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Für uns liegt ja diese Geschichte der Wandlungen vor unseren Evangelien im Dunkel, nur einzelnes können wir aus unseren Evangelien noch erraten. Aber die Umbildungen der ersten 30 bis 40 Jahre können nicht gering gewesen sein.

Nur muß man nicht glauben, daß die Entwickelung alle Ueberlieferungen gleichmäßig verändert hätte. Die große Lehre: richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet, oder das scharf geschliffene Wort: niemand kann zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon, oder das Wort des Vertrauens: sorget nicht . . . euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr dies alles bedürfet; solche Worte waren 30, 40, 50 Jahre nach Jesu Tode so wahr, wie damals, als er sie gesprochen. Sie konnten vergessen werden, aber sie konnten sich nicht wesentlich verändern, höchstens im Wortlaut. Dagegen mußte die Veränderung stark sein an solchen Punkten, wo die Anschauungen der Gemeinde sich stark entwickelten, vor allem in der Frage nach der Person Jesu, d. h. nach seinem höheren, übermenschlichen Wesen oder nach der Bedeutung seines Todes, dann z. B. in der Erwartung der Zukunft: — wird Jesus bald kommen oder länger verziehen? in der Frage, ob die Heiden Anteil haben sollen am christlichen

Heile und dgl. mehr. Hier war es auf die Dauer ganz unmöglich, daß die Lehre Jesu oder die Erzählung von seinem Leben den sich rasch vorwärtsbewegenden Glaubensanschauungen der Gemeinde nicht entsprochen haben sollten, vielleicht ihnen sogar widersprachen. Da setzte denn ganz unvermerkt eine Arbeit ein, die das überlieferte Jesusbild den Glaubensinteressen der eigenen Zeit anpaßte und mit ihnen ausglich.

Mit dem allen ist nun freilich noch gar keine klare Entscheidung darüber getroffen, was und wieviel denn in unseren Evangelien wirklich als echte Erinnerung betrachtet werden kann, was und wieviel erst später hinzugewachsen ist. Ich habe schon angedeutet, daß ich diese weitgreifende Frage in meinem Vortrage nicht wirklich lösen kann. Nicht nur weil die Zeit fehlt, sondern auch, weil ich damit mein Thema überschreiten würde. Dies schreibt mir vor, über die Entstehung der Evangelienschriften zu reden. Die Frage nach ihrer Glaubwürdigkeit führt offenbar darüber hinaus. So mögen hierüber nur einige wenige Andeutungen gestattet sein.

Das Lebensbild Jesu, wie es in unseren Evangelien vorliegt, gleicht einem Gemälde, das eine einmalige und vielleicht mehrmalige Uebermalung erfahren hat, die die ursprünglichen Farben und Umrisse mehr oder weniger verdeckt. Auch unser Markusevangelium, so leid es uns tun mag, schildert keineswegs einfach das Leben Jesu wie es gewesen ist. Nicht nur enthält es sagenhafte Züge, wie die Begegnung Jesu mit dem Teufel oder das Wandeln Jesu auf dem Meer, das Speisen der 5000 mit wenig Brot und Fisch. Es zeigt unfraglich auch schon bestimmte dogmatische Auffassungen. Jesus wird nicht mehr als reiner Mensch betrachtet, sondern schon als ein göttliches Wesen, das alles vermag und z. B. die Zukunft, die Einzelheiten seines Leidens pünktlich voraussagt. Markus hat

auch von der Entwickelung im Leben Jesu schwerlich noch viel gewußt. Die Reihenfolge seiner Geschichten ist kaum die wirklich chronologische; denn er ordnet sie großenteils nach ihrer sachlichen Verwandtschaft. Eben darum ist es für uns unmöglich, den Lebensgang Jesu genauer zu beschreiben. Denn hier sind wir ganz auf Markus angewiesen. Allerdings nehmen die meisten an, daß im Markus Erinnerungen an die Vorträge des Petrus verarbeitet seien, aber diese können dann jedenfalls nur in einem Teil der Erzählungen gefunden werden. Die genannten Tatsachen werden dadurch nicht aufgehoben.

Auf der andern Seite kann man aber nicht verkennen, daß in seinen einzelnen Geschichten viel echte Ueberlieferung steckt, ob sie nun wirklich auf Petrus zurückgehen mag oder nicht. Auch manche Wunderberichte nehme ich da nicht aus, soweit es sich nämlich um Heilungen Jesu handelt. Denn daß Jesus eine Heilgabe besessen hat, ist kaum zu leugnen, und es widerspricht auch gar nicht dem geschichtlich Möglichen. Denn derartige Begabung ist auch sonst vorgekommen. Ferner: der Boden, auf dem die Geschichte Jesu spielt, ist in vieler Beziehung noch deutlich erkennbar. Gewisse Geschichten können gar nicht erfunden sein, weil ihre Erfindung unbegreiflich wäre. Petrus war in der ältesten Christenheit fast der angesehenste Mann. Wer sollte die Geschichte von seiner Verleugnung, die doch nur nachteilig für ihn war, sich ausgedacht haben. Wer kann den scharfen Gegensatz erdacht haben, in dem Jesus zu den Pharisäern erscheint? Dafür hatte eine spätere Zeit gar kein rechtes Interesse mehr. Besonderes Zutrauen aber dürfen wir m. E. den Reden Jesu schenken, soweit sie die schlichten, tiefen Lehren der reinsten Frömmigkeit und Sittlichkeit umfassen: den lichten, klaren Gleichnissen, den kurzen schlagenden Sprüchen, den schon in ihrer Form so originellen Lebensregeln.

Aus all dem aber blickt uns ein ganz bestimmtes und mit keinem zu verwechselndes Antlitz an, das Antlitz einer wirklichen Persönlichkeit, nicht in jedem Zuge erkennbar, aber doch mit der Kraft der Wirklichkeit zu uns sprechend, erhaben, majestätisch, bezwingend, groß und rein, tief und klar, ernst und liebevoll, streng und mild.

Ja, das Lebensbild Jesu ist übermalt und an manchen Stellen stark übermalt, aber die ursprünglichen Farben leuchten überall durch die Uebermalung hindurch. Aufgabe der Wissenschaft ist es, wo sie irgend kann, die aufgetragenen Schichten abzulösen und, soviel sie vermag, das echte Bild freizulegen.

Vom Johannesevangelium habe ich bisher ganz geschwiegen. Doch enthielt unsere bisherige Betrachtung vieles, was das Verständnis für dieses Evangelium vorbereitet. Denn Johannes stellt eine Stufe über den Synoptikern dar, ich meine nicht dem Werte nach, sondern der Entwicklung nach.

Der Streit der Meinungen hat sich bei diesem Evangelium ganz vorwiegend um die Person des Verfassers gedreht: ist es der Apostel Johannes, der Sohn des Zebedäus, oder nicht? Und über keine Frage unseres Gebietes ist vielleicht mit größerer Leidenschaft debattiert worden. Ich muß aber betonen, daß dies keineswegs die einzige Frage von Bedeutung ist, ebenso wichtig ist die nach dem Wesen und nach der Bestimmung dieser Schrift, diese Frage aber ist selbst von größter Bedeutung für die Verfasserfrage.

Ehe wir uns das Evangelium näher ansehen, ein Wort über eine Vorfrage. Vielfach hat man den Nachweis versucht, es sei keine einheitliche Schrift, es sei eine ältere Schrift

von einem Späteren überarbeitet und mit Eigenem zusammengefaßt worden. Diese Versuche müssen als gescheitert gelten. Dies Werk ist ein Werk aus einem Gusse, es ist nach dem Worte eines Kritikers wie der ungenähte Rock Christi, um den man wohl losen, den man aber nicht zerteilen kann. Denn überall verrät sich der gleiche Geist und dieselbe Weise der Darstellung. Eine Erzählung hat allerdings, wie allgemein anerkannt wird, ursprünglich nicht im Evangelium gestanden, und gerade eine, die, wenn nicht alles trügt, auf ursprünglicher Erinnerung ruht, die ergreifende Geschichte von der Ehebrecherin, der Jesus Milde beweist. Daneben kann nur noch zweifelhaft sein, ob das letzte, 21. Kapitel ursprünglich zum Evangelium gehört hat oder, wie viele meinen, der Nachtrag eines Späteren ist. Der Schluß des 20. Kapitels klingt nun freilich ganz wie ein Abschluß: Auch viele anderen Zeichen tat Jesus, die nicht geschrieben sind in diesem Buche, diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes. Gleichwohl nehme ich persönlich an, daß auch Kapitel 21 vom gleichen Verfasser herrührt wie das übrige, mag es vielleicht auch etwas später geschrieben sein.

Wenn man nun von den Synoptikern herkommt, so ist der Totaleindruck bei Johannes ein völlig verschiedener. Es fehlt zwar nicht an gemeinsamen Stoffen, in der Leidensgeschichte, in den Wundern, in der Erzählung von Johannes dem Täufer. Aber der größte Teil des synoptischen Stoffes findet hier kein Seitenstück. Und wie viel Neues bietet andrerseits dieses Evangelium. Schon sein Anfang, der sogenannte Prolog, klingt so ganz anders als die synoptischen Berichte: eine feierlich daherschreitende Darlegung, wie das „Wort" im Anfang bei Gott war und dann Fleisch wurde. Dann denke

man an die Gespräche mit Nikodemus, mit der Samariterin am Brunnen, an die Auferweckung des Lazarus, die Fußwaschung. Ja der ganze Schauplatz des Wirkens Jesu scheint geändert. In den Synoptikern vollzieht es sich überwiegend in Galiläa, erst zuletzt in Jerusalem. Hier wechselt der Schauplatz mehrfach, in der Hauptsache aber erscheint Jesus in Judäa und Jerusalem. Man hat den Eindruck, daß er Galiläa nur sehr flüchtig berührt hat.

Alles dies aber wird überboten durch den Unterschied in den Reden. Bis auf ein paar kleine Sprüche erinnert auch gar nichts an die Reden der Synoptiker. All die Worte vom Vergeben, der Feindesliebe, vom Dienen, von dem Hochmut der Pharisäer, vom Reiche Gottes, all die schönen Gleichnisse sind gänzlich verschwunden. Statt dessen aber finden wir eine überaus große Fülle neuer Reden, alle von ganz anderem Charakter, durchweg sehr gleichförmig, einen bestimmten Gedankenfaden fortspinnend, und in ihnen dreht sich eigentlich alles um ein Thema, nämlich um die Person Christi und den Glauben an sie: daß er beim Vater gewesen ist, nämlich ehe er ins Fleisch kam, daß er deshalb vom Vater zeugen kann, daß er eins ist mit dem Vater, gleicher Ehre wert wie er, daß er auferwecken kann von den Toten und Gericht halten, daß er das Brot des Lebens ist, der Weg, die Wahrheit und das Leben, daß ihn verwerfen Gott verwerfen heißt — solche Gedanken begegnen uns in immer neuen Wendungen. Wer zum ersten Male diesen Unterschied von den drei Synoptikern wirklich erfaßt, der kann von ihm nur im höchsten Maße befremdet sein.

Weiter führt uns der Vergleich des Evangeliums mit den Synoptikern in solchen Stücken, die beide mit einander gemein haben. Zunächst ergibt sich, daß Johannes von den andern

abhängig ist, am deutlichsten läßt sich das in der Leidensgeschichte zeigen. Die Aehnlichkeiten z. B. in der Anordnung sind hier und anderswo zu groß, als daß sie ohne eine solche Annahme begriffen werden könnten. Nun kann man ja freilich fragen, ob nicht Johannes der ältere ist, allein diese Ansicht kann nicht ernstlich in Betracht kommen. Denn man sieht eigentlich überall, daß Johannes die spätere Stufe der Entwicklung darstellt. Und gerade dies ist lehrreich. Davon will ich gar nicht reden, daß die Berichte des Johannes von einer eigentümlichen Unanschaulichkeit sind. Wir haben genug einzelne Fälle, um das Urteil bestimmter zu begründen. Deutlich wahrnehmbar ist z. B. eine Steigerung in den Wundererzählungen. Auch Markus berichtet von einer Totenauferweckung, von der Erweckung der Tochter des Jairus unmittelbar nach ihrem Tode. Bei Johannes aber erfolgt die Erweckung des Lazarus, nachdem sein Leib bereits vier Tage im Grabe gelegen und schon in Verwesung übergegangen ist. Auch die Synoptiker erzählen von Blindenheilungen, bei Johannes aber ist der geheilte Blinde blind von Geburt u. dergl. mehr. Dann einige einzelne Beispiele von Umwandlungen. Das Wort, in dem Johannes der Täufer den kommenden Messias ankündigt, lautet z. B.: es kommt nach mir, der stärker ist als ich, dem ich nicht wert bin die Schuhriemen aufzulösen (Mrk. 1, 7). Bei Johannes heißt es einmal ähnlich (1, 27), aber es heißt auch: Nach mir kommt jemand, der vor mir da war: denn er war eher als ich (1, 30). Man kann nicht zweifeln, daß dies das gleiche Wort ist: aber bei Johannes ist nun ein Gedanke hineingekommen, der bei Markus fehlt: der Gedanke der sogenannten Präexistenz, d. h. eines Seins bei Gott vor der Menschwerdung. Und der ist um so befremdlicher, als er gleich am Anfang von Johannes dem Täufer ausgesprochen wird. Markus schildert,

wie Jesus zu Petrus, als er ihm den Gedanken ausreden will, daß er leiden müsse, gesagt habe: weiche hinter mich, Satan (8, 35). In der gleichen Szene bei Johannes fehlt dies. Dagegen sagt nun Jesus von Judas Ischarioth: einer von euch ist ein Teufel (6, 70). Man wird nicht fehl gehen mit der Annahme, daß es Späteren bedenklich erschien, daß Christus den Petrus, diesen hochangesehenen Jünger, als Satan bezeichnet habe, und daß man nun die Erwägung anstellte, ein solcher Name müsse in Wahrheit den Judas meinen, der so teuflisch an Jesus gehandelt.

Dieses Verhältnis des Johannes zur synoptischen Erzählung ist für das geschichtliche Urteil über das Buch und seinen Verfasser sehr wichtig. Aber das eigentliche *Wesen*, der *Charakter* unserer Schrift wird uns dadurch noch nicht deutlich, und diesen gilt es vor allem zu erkennen.

Da ist nun die erste bedeutsame Einsicht, die die theologische Arbeit gewonnen hat, die, daß dieses Evangelium im tiefsten Kerne eigentlich gar nicht die Absicht verfolgt, von Jesus zu berichten, sondern von Jesus zu *lehren*. Dies ist in der Tat auf jeder Seite das wahre Bestreben, das den Verfasser leitet. Die Erzählung muß als bloße Einkleidung der Lehre betrachtet werden.

Schon die eigentlichen Geschichten, insbesondere die Wunder zeigen uns das vielfach. Diese Wunder sollen das Wesen und die übermenschliche, göttliche Würde Jesu illustrieren. Dazu werden sie erzählt. Wenn z. B. die Auferweckung des Lazarus berichtet wird, dann geschieht es zur Veranschaulichung des Satzes: Ich bin die Auferstehung und das Leben, der nachher auch folgt. Oder die Speisung der 5000 enthält die Lehre: Christus ist das Brot des Lebens. Aber viel deutlicher wird uns die Sache noch durch die Reden und Gespräche des Evan-

geliums. Hier wird die Lehre von Christus, die der Verfasser predigen will, förmlich entwickelt, in immer neuen Wendungen und Formen dargelegt.

Freilich kann man die richtige Einsicht nicht gewinnen, solange man sich einer Erkenntnis verschließt, die für das Verständnis dieser Reden grundlegend ist. Kurz gesagt: diese Reden sind des Verfassers eigenes Werk. Die Synoptiker haben wohl auch hie und da an den Reden Jesu etwas geformt, aber in der Hauptsache geben sie Ueberlieferung wieder. Johannes gibt in der Geschichte auch vielfach Ueberlieferung, wenn auch in späterer Form, aber in den Reden können höchstens ein paar kleine Sprüche als überliefert angesehen werden.

Wie begründen wir ein solches Urteil? Erstens sind die johanneischen Reden Jesu im Stil, Charakter und Inhalt von den synoptischen so verschieden, daß man nicht glauben kann, eine und dieselbe Person habe sie gesprochen. Hat Jesus so geredet, wie er bei Johannes spricht, dann kann man wirklich behaupten, er hat nicht so geredet, wie die Synoptiker angeben. Aber zweifellos geben diese uns den richtigen Begriff von Jesu volkstümlicher, körniger, schlagender Art zu sprechen. Zweitens ist der Inhalt der johanneischen Reden derart, daß er bereits eine lange Entwicklung der christlichen Kirche voraussetzt. Diese Christuslehre, die das Evangelium entwickelt, geht sogar über die Aussagen des Paulus hinaus. Die menschliche Persönlichkeit Jesu ist fast ganz verschwunden, es steht ein göttliches Wesen vor uns, das von Anfang an existiert hat, und das über die Eigenschaften der Allmacht und Allwissenheit verfügt wie Gott selbst, mit andern Worten: die Reden setzen bereits ein ausgebildetes Dogma von Christus voraus. Drittens; ein besonders schlagender Beweis liegt in Folgendem. Der erste Johannesbrief unseres Neuen Testaments stammt ge-

wiß vom gleichen Verfasser wie das Evangelium. Vergleicht man nun beide, so wird überraschend deutlich, daß Jesus im Evangelium ganz ebenso spricht, wie der Verfasser in seinem Briefe. Die Anklänge sind mitunter fast wörtlich. Aber auch der Prolog des Evangeliums klingt fast ganz wie eine Rede. Und noch mehr. Die Rede Johannes des Täufers, die im 3. Kapitel steht, ist wiederum den Reden Jesu überaus ähnlich. Der notwendige Schluß ist: hier redet nur einer, der Evangelist.

Ist diese Ansicht richtig, dann wird man verstehen, daß hier eigentlich keine geschichtliche Schrift vorliegt, sondern eine theologische. Man könnte mit einigem Rechte sagen: die Lehre des Paulus von Christus ist hier, nur in schon fortgebildeter Gestalt, umgegossen in die Form eines Lebensbildes von Christus.

Aber hiermit begreifen wir nun doch noch nicht, was den Verfasser dazu trieb, eine solche Schrift zu schreiben. Den Schlüssel finden wir, wenn wir mit dem Gedanken, daß es sich um Lehre handelt, eine zweite Einsicht verbinden. Ich formuliere sie so: diese Schrift verfolgt den Zweck, den Christusglauben zu verteidigen, sie ist der Sache nach eine Apologie, d. h. eine Verteidigungsschrift, die überall bestimmte Gegner im Auge hat, und eröffnet damit die Reihe der zahlreichen Apologien, die in den ersten Jahrhunderten für das Christentum geschrieben sind.

Die Feinde, gegen die der Verfasser sich wendet, sind aber nicht die Heiden, m. E. auch nicht Ketzer innerhalb des Christentums, sondern es sind die Juden. Man kann aus dem Evangelium ermitteln, daß das Christentum in der Zeit, wo der Verfasser schreibt, mit dem Judentum überhaupt keinen Zusammenhang mehr hat; das Werk des Paulus hat Früchte getragen, die Kirche hat das Judentum abgestoßen, und sie ist, weit mehr als zu Paulus Zeit, zum wirklichen Feinde und zugleich zum

Konkurrenten des Judentums geworden. Das Judentum aber erwidert nicht nur die Feindschaft, es hat ja von Anfang an das werdende Christentum gehaßt. Jetzt schleudert es Vorwürfe gegen die Christen, und es sucht sie zu treffen, besonders indem es ihren Glauben an Christus angreift. Es behauptet, daß Jesus gar nicht wirklich der Messias sei, weil der ganz anders beschaffen sein müsse, daß es lächerlich und lästerlich sei, ihn Sohn Gottes zu nennen, daß der Tod Christi der beste Beweis sei, daß er keine göttliche Macht habe, sondern ein ohnmächtiger Mensch sei.

Unser Evangelium muß in einer Gegend geschrieben sein, vermutlich in Kleinasien, wo diese Fehde besonders heftig entbrannte, und das hat den Verfasser, wie gesagt, vor allem zur Abfassung seiner Schrift bewegt, die Tendenz, die jüdischen Einwände und Vorwürfe zu widerlegen und seinen Mitchristen Waffen gegen dieselben in die Hand zu geben. Diese Einsicht ist im ganzen erst neueren Datums, aber sie bricht sich in der Wissenschaft siegreich Bahn.

Einen wirklichen Beweis für diese Auffassung zu erbringen, ist freilich an dieser Stelle unmöglich. Aber einige wenige Bemerkungen mögen andeuten, daß er sich führen läßt. Zunächst fällt schon auf, daß Jesus im Evangelium so scharf gerade „die Juden", wie es heißt, bekämpft; von bestimmten Personen ist nicht die Rede, auch die Pharisäer und Schriftgelehrten treten zurück. Immer diese Allgemeinheit: „die Juden". Das klingt für einen historischen Bericht sonderbar, der Verfasser schreibt so, weil er bei diesen Juden das Judentum seiner Zeit im Auge hat. Aber der eigentliche Beweis liegt in den Reden selbst. Die Juden sagen einmal zu Jesus Kap. 10, 33: „wir steinigen dich wegen Lästerung und weil du, ein bloßer Mensch, dich selbst zum Gott erhebst". Im wirklichen

Leben Jesu kann man eine derartige Rede nicht verstehen; denn sie setzt schon voraus, daß Christus im übernatürlichen Sinne, im Sinne des Dogmas, der Sohn Gottes ist. Nur so können die Juden ja auch in diesem Namen eine Lästerung finden. Sie gehen davon aus, daß es nur einen Gott geben kann, macht man einen Menschen zu einem göttlichen Wesen, so scheint ihnen das Blasphemie. Nun geht aber die nachfolgende Rede Jesu darauf aus, nachzuweisen, daß Jesus den Namen Gott und Gottessohn dennoch führen dürfe, es wird das aus der Schrift erwiesen, die ja auch Menschen als Götter bezeichne. Da haben wir also die Verteidigung des Evangelisten. An vielen Stellen merkt man, daß die Juden sagten, Christus habe sich vor dem Tode nicht retten können. Darauf antwortet der Verfasser mit dem Gedanken, daß Christus durchaus freiwillig in den Tod gegangen sei. Als die Häscher z. B. ihn gefangen nehmen wollen, da müssen sie zuerst zu Boden stürzen auf sein Wort: ich bins, zum Zeichen, daß sie keine Macht über ihn haben, dann aber stellt sich Jesus ihnen freiwillig (18, 67). Deutlich wird diese Tendenz besonders in dem Worte, das Jesus in den Mund gelegt wird (10, 18): niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich gebe es hin von mir selbst, ich habe Macht, es hinzugeben und habe Macht, es wieder zu nehmen; aber auch in dem an Pilatus gerichteten: du hättest keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben (19, 11). Auch den Verrat des Judas Ischariot beuteten die Juden aus: einen solchen Jünger konnte er sich erwählen – und er soll allwissend sein. Darauf antwortet der Verfasser damit, daß er Jesum den Verrat wiederholt vorhersagen läßt (6, 70. 13, 18, 21 ff.), auch damit, daß er ihn sprechen läßt: ich weiß wohl, welche ich erwählt habe (13, 18). Besonders wichtig sind in seiner Situation die Wunder:

sie sind ihm Beweise für die Allmacht Christi und als solche berichtet er sie. Ebenso ist es charakteristisch, daß Johannes der Täufer eigentlich nur als Zeuge für Jesus gewürdigt wird. Ueberhaupt spricht das Evangelium immerfort von Zeugen und Zeugnissen — ganz begreiflich; denn in einem Prozesse, wie es ihn gegen die Gegner führen möchte, braucht man Zeugen. In dieser Art ist das ganze Evangelium von Beziehungen auf diesen Gegensatz durchzogen, und erst wenn man das bei der Erklärung berücksichtigt, wird man seine Aussagen wirklich verstehen.

Wer war der Verfasser dieser eigenartigen Schrift? Der Apostel Johannes, der vertraute Jünger Jesu kann es unmöglich sein. Uebrigens sagt das Evangelium nirgends, daß er es wäre. Es redet allerdings viel von einem Lieblingsjünger Jesu, und dieser scheint in einer besonderen Beziehung zum Evangelium gedacht zu werden, aber es ist noch fraglich, ob damit Johannes, der Sohn des Zebedäus, gemeint ist. Diese Fragen, was das Evangelium über sich selbst und den Lieblingsjünger sagt, bilden übrigens ein eigenes, nicht leichtes Problem. Ich muß es übergehen, und ich darf es, denn für die Frage, ob der Apostel Johannes die Schrift geschrieben hat, ist das Ergebnis, wie es auch ausfalle, keineswegs maßgebend. Das Urteil, daß sie nicht vom Apostel stammen kann, wird durch innere Gründe, die Beschaffenheit des Evangeliums selbst, außer Zweifel gestellt. Darin ist die gesamte wissenschaftlich unbefangene Theologie heute so gut wie einig, und es ist nicht selten vorgekommen, daß Forscher, die in ihren jüngeren Jahren den johanneischen Ursprung noch ganz oder halb festhalten zu können glaubten, später durch die Macht der Tatsachen sich gedrängt sahen, ihre Ueberzeugung zu ändern.

Ich glaube, eine ganze Reihe Beweise für diese Frage haben wir schon im Verlaufe unserer bisherigen Untersuchung gefunden. Sollte der Apostel Johannes die Synoptiker nicht nur benutzt, sondern ihre Berichte in der Richtung auf das Ungeschichtliche fortentwickelt haben? Sollten die Synoptiker, die Nichtapostel, die Reden Jesu aufbewahrt haben, die den Stempel des Ursprünglichen tragen, und Johannes ihm Reden beigelegt haben, deren Mittelpunkt das kirchliche Dogma vom Sohne Gottes ist? Sollte der Augenzeuge die gesteigerten Wundererzählungen bieten, die Nichtaugenzeugen die einfacheren? Sollten sie die palästinensischen Verhältnisse deutlicher schildern als der Apostel? Sollte die anschaulichere Erzählung der Synoptiker das Spätere, die unanschauliche des Johannes das Aeltere sein? Und im ganzen genommen, sollte diese Christusgestalt, die das Evangelium zeichnet, die verschwindend wenig menschliche Züge aufweist, die eine reine Wundergestalt ist, überall Allmacht und Allwissenheit ausstrahlt, überall nur ihre göttliche Herkunft und Art betont, sollte sie geschichtlich den Vorzug verdienen vor der menschlichen Gestalt, die in den Synoptikern wohl schon mannigfach verhüllt ist, aber doch deutlich aus ihnen hervorschaut, mit ihrer prophetischen Wucht und Größe und ihrem Mitgefühl mit den Verachteten, Verlornen und Kranken?

Nein, hier ist nur ein Urteil möglich — eine ganze Fülle von Gründen kommt noch hinzu — dieses Werk ist das Werk einer späteren Zeit, und vor dem Anfange des zweiten Jahrhunderts, allerfrüheſtens den letzten Jahren des ersten läßt es sich nicht begreifen. Allerdings setzen wir uns damit in Widerspruch mit dem Jahrhunderte lang gültigen Urteil der Kirche und auch mit dem Urteil, wie es die Kirche schon am Ausgange des zweiten Jahrhunderts hatte. Denn sie glaubt be-

reits, daß Johannes von Palästina nach Kleinasien gekommen sei, dort in Ephesus in maßgebender Stellung bis in ein hohes Alter gewirkt und gegen Ende seines Lebens das Evangelium geschrieben habe. Wie sich nun diese Ueberlieferung erklärt, das kann ich nicht mehr ausführen. Ich bemerke aber noch, daß die Forschung überhaupt vielfach bestritten hat, daß der Apostel Johannes so lange gelebt und in Kleinasien gelebt hat. Er sei vielmehr schon früh wie sein Bruder Jakobus den Märtyrertod gestorben. Jene Ueberlieferung aber sei durch eine Verwechselung mit einem anderen Johannes entstanden, dem sog. Presbyter Johannes, dessen Existenz in Kleinasien nicht bezweifelt werden kann. Hierfür lassen sich in der Tat erhebliche Gründe anführen. Schon in unserem Markus steht sogar eine Stelle, die den Märtyrertod des Apostels Johannes vorauszusetzen scheint. Denn wenn Jesus zu ihm und seinem Bruder sagt: Ihr werdet den Kelch trinken, den ich trinken werde, so scheint diese Weissagung wie andere ihresgleichen auf Grund des bereits erfolgten Märtyrertodes entstanden zu sein. Doch diese Frage bleibe dahingestellt. Es handelt sich da um ein eigenes, sehr verwickeltes Problem, das jedenfalls noch nicht zu voller Klarheit gebracht ist. Noch weit weniger kann eine neuere Hypothese als bewiesen gelten, die den Verfasser der Schrift nun eben in jenem Presbyter Johannes finden wollte.

Unser Gesamtergebnis ist dies: daß dies Evangelium für die Erkenntnis des wirklichen Lebens Jesu nur einen sehr geringen Wert beanspruchen kann, auch dann, wenn man einzelne gute Ueberlieferungen in ihm findet. Aber damit ist nicht gesagt, daß es überhaupt keinen Wert hätte. Sein geschichtlicher Wert ist doch ganz bedeutend, es ist eine Urkunde ersten Ranges für die Entwicklung der kirchlichen Lehre von Christus und für das Verhältnis des Christentums zum Juden-

tum. Und als Schriftwerk ist es eins der großartigsten Erzeugnisse des alten Christentums: ein für seinen Glauben begeisterter Christ hat hier, in der Ueberzeugung damit den Sinn seines Meisters zu treffen und ihn richtig zu schildern, seine hochfliegenden Gedanken in die Form einer Erzählung von Jesus gekleidet, die diesen Gedanken eine weit größere Eindringlichkeit und Lebendigkeit verlieh, als wenn er sie in der Form einer bloßen Belehrung oder Abhandlung vorgetragen hätte. Höher und ich meine weit höher an Wert für uns Heutige müssen wir freilich die viel einfacheren und weniger theologischen Schriften seiner Vorgänger, der Synoptiker stellen. Denn ihnen verdankt die Christenheit doch das Beste was sie hat, das wenn auch vielfach verdunkelte Bild der menschlichen Persönlichkeit Jesu und die Kenntnis eines großen Teiles seiner Worte voll Geist und Leben, voll Macht, Tiefe und Einfalt.

III. Die übrigen Schriften des Neuen Testaments und die Entstehung des Kanons.

Die beiden Gruppen neutestamentlicher Schriften, die ich bisher behandelt habe, die dreizehn Briefe, die den Namen des Paulus tragen, und die vier Evangelien, sie umfassen zweifellos die wichtigsten Bücher des Neuen Testaments. Gleichwohl bieten auch die zehn noch nicht besprochenen Schriften der Betrachtung einen ebenso reichen als interessanten Stoff. Wollen wir ihn auch nur leidlich erschöpfen, so scheint es geraten, ohne Umschweife zur Sache selbst zu kommen, um so mehr, als ich auch noch ein zu Anfang gegebenes Versprechen einzulösen habe, nämlich in Kürze skizzieren muß, wie die einzelnen Schriften allmählich zu einer Sammlung von kanonischer Bedeutung, zu einem neutestamentlichen Kanon zusammenwuchsen.

Das erste Buch, mit dem wir uns heute beschäftigen, soll dasjenige sein, das den Evangelien am nächsten steht, durch seinen Charakter als Erzählungsschrift und auch durch seinen Verfasser: ich meine die Apostelgeschichte, die ja unzweifelhaft ein Werk desselben Mannes ist, der unser drittes Evangelium, das Lukasevangelium geschrieben hat.

Ich habe im letzten Vortrage die Tatsache berührt, daß es nicht nur vier Evangelien gegeben hat, daß die Literaturgattung des Evangeliums vielmehr eine weitere Verbreitung gehabt hat. Das Gleiche gilt auch von der Apostelgeschichte. Der griechische Titel des Buches bedeutet genau: Handlungen oder Taten der Apostel. So hat es nun Bücher gegeben, die sich Taten des Paulus, des Petrus, des Andreas, des Thomas betitelten oder auch unter dem Namen von „Reisen“ oder „Wundertaten“ dieses und jenes Apostels ausgingen. In der Kirche sind diese Schriften als erbauliche Lesebücher vielfach beliebt gewesen, namentlich auch beim geringeren Volke wegen ihrer Wunder. An urkundlichem Werte kann sich nicht eine von ihnen auch nur entfernt mit unserer neutestamentlichen Apostelgeschichte messen. Ist aber diese unsere Apostelgeschichte das erste Exemplar der Gattung gewesen? Das ist schwerlich sicher zu entscheiden; unmöglich ist es nicht, daß sie schon Vorgänger gehabt hat; die Quellen freilich, die sie benutzt hat, geben uns noch nicht das Recht, es zu behaupten.

Wie dem auch sei: auf jeden Fall dürfen wir annehmen, daß die Literaturgattung der Apostelgeschichten erst entstand, als es schon Evangelien gab. Sie ist als ein Seitenstück zum Evangelium, oder als ein Ableger der Evangelienform zu betrachten. Apostelgeschichten werden erst in einer Zeit geschrieben, da man die Apostel bereits mit einem höheren Nimbus umgab, als es zu ihren Lebzeiten der Fall gewesen

war, da man an den Personen und den Taten der Apostel bereits ein eigentlich religiöses Interesse nimmt, in ihnen die klassischen Zeugen von Christus und die klassischen Vertreter des Christentums erblickt, mit andern Worten als der Begriff Apostel bereits eine dogmatische Färbung bekommt. Die Apostel erscheinen gewissermaßen als die Ergänzer oder als die Fortsetzer Christi. Dann ist die Geschichte der Apostel sozusagen die ergänzende Fortsetzung der evangelischen Geschichte. Und die Bücher, die von den Aposteln erzählen, sind eine Art Fortsetzung der Bücher, die von Christus erzählen, setzen diese mithin voraus. Gerade an dem Verhältnis unserer Apostelgeschichte zum Lukasevangelium können wir dies Sachverhältnis gut erkennen. Es sind zwei Schriften und doch im Grunde nur eine, ein Doppelwerk, ein Gebäude mit zwei Stockwerken. Im Eingang der Apostelgeschichte — Luther übersetzt nicht eben deutlich: die erste Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile — sagt der Verfasser: im ersten Buche seines Werkes habe er von Jesus, seinem Leben und Lehren geredet, und stellt damit das zweite Buch wie einen zweiten Teil eines einheitlichen Werkes hin.

Der Name Apostelgeschichte oder Taten der Apostel läßt eigentlich etwas anderes erwarten, als wir tatsächlich in dem Buche finden. Die meisten Apostel werden kaum dem Namen nach genannt, und abgesehen von ein paar Notizen über andere treten nur zwei wirklich hervor: im ersten Teile Petrus, im zweiten noch ausschließlicher Paulus. Neben ihnen aber werden einige Männer berührt, die nicht zum eigentlichen Apostelkreise gehören: Stephanus, der erste Märtyrer, Philippus, der Evangelist, der in Samarien tätig ist, und Barnabas, eine Zeitlang der Genosse des Paulus. So hat man gemeint, der Verfasser wolle eigentlich gar keine Apostelge-

schichte schreiben, und hat seinen Plan dann bald so, bald anders bestimmt. Man sagte zum Beispiel, seine Absicht sei in Wahrheit, die Ausbreitung des Evangeliums von Jerusalem bis zur Welthauptstadt Rom zu schildern — bei der Gefangenschaft des Paulus in Rom bricht ja das Buch ab. Daran ist etwas wahres: sicher ist der Verfasser sich bewußt, eine freudige Geschichte, eine Geschichte des Sieges und Triumphes zu erzählen. Allein seine eigentliche Absicht wird doch mit jener Bestimmung nicht treffend ausgedrückt. Denn wie das Evangelium nach Rom kam, erzählt der Verfasser eigentlich gar nicht, nur wie Paulus als Gefangener dahin kam. Und im ersten Teile seines Werkes erzählt er manches, was mit der Ausbreitung des Evangeliums direkt nichts zu tun hat, zum Beispiel über die Zustände der Gemeinde in Jerusalem. Auf anderem Wege wollte eine frühere Phase der Kritik zum Ziele kommen. Die Kritiker, die sich um den berühmten Tübinger Gelehrten Ferdinand Christian Baur scharten, meinten, der Verfasser verfolge in seiner ganzen Schrift eine bestimmte Tendenz und diese sei maßgebend für seinen Plan gewesen: er beabsichtige nämlich, den Gegensatz zwischen den Judenchristen und den von Paulus bekehrten Heidenchristen — einen Gegensatz, den diese Gelehrten für äußerst tiefgreifend hielten — auszugleichen und zu versöhnen, und das tue er, indem er das Bild des Judenapostels absichtlich dem des Heidenapostels, das Bild des Petrus dem des Paulus ähnlich mache. Man berief sich hierfür auf eine Tatsache, die an und für sich richtig ist, nämlich darauf, daß in der Schilderung des Paulus und Petrus sich viele gleichartige Züge finden. Beide erwecken ja Tote, beide verrichten Strafwunder, beide haben mit einem Zauberer zu kämpfen, beide werden wunderbar aus dem Gefängnis befreit und dergleichen mehr. Heute ist

diese Auffassung als ein Irrweg erkannt. Die ganze Art der Apostelgeschichte zu erzählen ist viel zu harmlos und naiv, als daß sie eine Tendenzschrift sein könnte. Und jene Aehnlichkeiten der Petrus- und Paulusgestalt erklären sich nicht aus irgend einer Absicht, sondern sind zum Teil zufällig, zum Teil darauf zurückzuführen, daß der Verfasser kein klares Wissen mehr vom Unterschiede der beiden Männer besaß und ihre Gestalten daher mit ähnlichen Farben schilderte.

So wird der Name „Taten der Apostel" doch immer den Charakter des Buches noch am besten bezeichnen. Wenn der Verfasser nur von zwei Aposteln eingehend erzählt, so wird sich das einerseits daraus erklären, daß gerade diese zwei wirklich von besonderer Bedeutung waren, andrerseits daraus, daß seine Ueberlieferungen und Quellen ihm nur von diesen beiden nähere Kunde gaben — von den anderen wußte er selbst nichts mehr, und es ist ihm glücklicherweise nicht in den Sinn gekommen, wie den Verfassern späterer Apostelgeschichten, den Mangel an Ueberlieferungen durch eigene Fabeleien zu ersetzen. Uebrigens wird man in einer Beziehung doch von einer gewissen Tendenz der Darstellung reden können. Der Verfasser sucht in seiner Erzählung mehrfach das Christentum gegen den Vorwurf der Staatsgefährlichkeit zu schützen. Er betont nämlich, wie die Juden den Paulus und die Seinen als Aufwiegler, als staatsgefährliche Unruhestifter hinstellen, wie dann aber die römischen Beamten selbst die Unschuld des Apostels und seiner Begleiter bezeugen. Indessen ist dies nur eine gelegentlich verfolgte Nebenabsicht, der Charakter der ganzen Schrift wird dadurch nicht bestimmt.

Im Lukasevangelium erkennen wir deutlich, daß der Verfasser nach Quellen gearbeitet hat; schon seine eigene Aussage gibt es ja an die Hand. Der Gedanke liegt nahe, daß

er bei der Apostelgeschichte ähnlich verfahren ist, und die Untersuchung bestätigt das, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Sehr deutlich verrät sich eine Quelle im zweiten Teile des Werkes. Hier tritt in Kap. 16, dann wieder in Kap. 20, 21, endlich in Kap. 27 und im Anfange von Kap. 28 in der Erzählung, die immer sonst in der dritten Person von Paulus und seinen Begleitern spricht, plötzlich ein „wir" ein: „wir fuhren", wir taten das und das, und zwar ohne daß dieser Wechsel irgend erläutert würde. Wichtige Gründe sprechen dagegen, daß der Verfasser des ganzen Buches selbst der Augenzeuge sei, der in diesen sogenannten „Wirstücken" redet. Dann hat er hier die Mitteilungen einer Quelle in sein Werk aufgenommen, und zwar im ganzen so wörtlich, daß er auch das „Wir" in dem Berichte in einer Art von schriftstellerischer Bequemlichkeit selbst mit herübernahm. Diese Wirquelle kann nur von einem wirklichen Reisegenossen des Paulus selbst herrühren, das bestätigt sich durch die wundervolle Anschaulichkeit der Berichte, durch die Genauigkeit, mit der die Stationen der Reisen, die Oertlichkeiten angegeben werden. Die Aufzeichnung selbst, obwohl sie nicht gerade als ein Tagebuch anzusehen ist, das an Ort und Stelle geführt wurde, muß gemacht sein, als dem Verfasser der Eindruck der Ereignisse noch frisch war. Sie muß aber mehr umfaßt haben, als diese wenigen Stücke, die keinen rechten Zusammenhang bilden. Und so entsteht von selbst die Vermutung, die von vielen geteilt wird, daß der Verfasser auch in andern Partien von Kap. 16 an aus diesem Berichte geschöpft hat, hier nur mehr umgestaltend und kürzend.

In neuerer Zeit hat man besonders eifrig nach Quellen auch für den ersten Teil des Buches geforscht. Daß der Verfasser auch hier solche besessen hat, ist sehr wohl glaublich, nur haben die vielen Versuche m. E. ein bestimmteres Ergebnis

bis jetzt kaum gehabt. Wir sind nicht imstande, aus der Darstellung noch jetzt einzelne Bestandteile von Quellen herauszuschälen. Und auf keinen Fall können diese Quellen oder etwaige mündliche Ueberlieferungen an Wert den Wirstücken an die Seite gesetzt werden. Diese Frage nach den Quellen leitet uns nun schon ganz von selbst zu dem Problem hinüber, in dem schließlich fast alle andern Fragen zusammenlaufen: wie sollen wir über den geschichtlichen Wert der Nachrichten urteilen, die dieses Buch uns überliefert?

Die Antwort fällt bei den einzelnen Teilen und Stücken des Buches sehr verschieden aus. Auszuscheiden und für sich zu betrachten sind von vornherein die Reden, die der Verfasser dem Petrus, Paulus, Stephanus und andern zuschreibt. Mit ihnen hat es eine besondere Bewandtnis. Sie sind von ganz anderem Charakter als die Reden Jesu in den synoptischen Evangelien. Diese sind sichtlich aus überlieferten Sprüchen oder doch kleineren Stücken zusammengesetzt. Die Reden der Apostelgeschichte sind dagegen zusammenhängende Darlegungen bestimmter Gedanken über den Tod, die Auferstehung Jesu und anderes. Schon der unmittelbare Eindruck sagt uns, daß so ausführliche Reden nicht gedächtnismäßig überliefert sein können. Sie sind aber auch nicht auf Grund von Ueberlieferungen weiter ausgearbeitet, wenigstens in der Hauptsache nicht, es handelt sich vielmehr um eigne Zutaten des Verfassers. Man kann das daran erkennen, wie einzelne stilistische Eigentümlichkeiten sich wiederholen, aber auch an anderen Kennzeichen, z. B. daran, daß sich im Munde des Paulus genau dieselbe Art der Beweisführung wie an andrer Stelle bei Petrus findet, oder daß Stephanus wieder in ganz verwandter Weise die biblische Geschichte des Alten Testaments heranzieht wie eine Rede des Paulus. Verständlich wird uns aber eine der-

artige Hinzufügung frei komponierter Reden aus den literarischen Gewohnheiten der Zeit. Es gehört nämlich bei den antiken Historikern zum Stile ihrer Darstellung, daß sie ihren Helden je und dann Reden in den Mund legen, mit denen sie keine historischen Dokumente, vielmehr einen rednerischen Schmuck für ihre Darstellung liefern wollen. Bekannt ist dies Verfahren z. B. von dem römischen Historiker Livius oder von dem Griechen Thukydides. Es kann uns nicht wundern, daß gerade unser Verfasser sich derselben Weise bedient. Denn schon sein Evangelium zeigte ihn uns als einen Mann, der mit den literarischen Gewohnheiten der Zeit vertrauter war als die meisten andern neutestamentlichen Schriftsteller. Diese Reden der Apostelgeschichte haben demnach ihren Wert nicht darin, daß sie uns über die Gedanken des Petrus oder Paulus unterrichteten, sondern darin, daß sie ein Spiegelbild der eignen Anschauungen des Verfassers sind.

Was die eigentlichen Geschichtsberichte anlangt, so liegt die Frage der Glaubwürdigkeit wesentlich anders bei den ersten 12 Kapiteln, womit das 15. zusammengehört, als beim zweiten Teile des Buches.

Eine geringe Ueberlegung lehrt, daß die Nachrichten über die Anfänge der Gemeinde in Jerusalem und über ihre erste Verbreitung über Jerusalem hinaus mindestens sehr lückenhaft sind. W a s der Verfasser aber berichtet, das trägt zum Teil schon die Kennzeichen des Sagenhaften. Deutlich erkennt man auch, daß der Verfasser von den wirklichen Verhältnissen der apostolischen Zeit nur noch eine stark verblaßte Anschauung besaß. Nach seinem Bericht hätte z. B. Petrus von vornherein die Bestimmung des Christentums für die Heiden und ihre Freiheit vom Gesetz mit der gleichen Klarheit wie Paulus erkannt. Das ist aber nicht möglich, denn der Galaterbrief des Paulus lehrt uns

unverkennbar, daß Petrus ursprünglich von der freien Stellung des Paulus weit entfernt war. Gleichwohl hat uns dieser erste Teil der Apostelgeschichte doch auch eine Reihe guter, wertvoller Nachrichten erhalten, von denen wir ohne dieses Buch nichts wüßten — mögen es auch manchmal nur einzelne Notizen sein. Daß z. B. Barnabas seine ganze Habe aufopferte zu Gunsten der Armen, daß in Jerusalem sieben — mit Namen genannte — Armenpfleger eingesetzt wurden, daß in Antiochia sich zuerst eine heidenchristliche Gemeinde bildete — dergleichen Ueberlieferungen halten auch die schärfste Prüfung aus, und wenn die Geschichte des Stephanus schon stark nach dem Muster der Leidensgeschichte Jesu ausgemalt sein dürfte, so liegt doch auch ihr ein geschichtlicher Kern zu Grunde: Stephanus ist wirklich der erste Blutzeuge für seinen Glauben gewesen, und mit seiner Ermordung hing eine Versprengung der Anhänger Jesu zusammen, die das Evangelium nun weiter hinaustrug.

Weit höher ist im ganzen vom geschichtlichen Standpunkte der zweite Teil des Werkes zu bewerten, der uns über die Reisen und Schicksale des Paulus berichtet. Auch hier finden sich freilich Partien, die von dem übrigen abstechen, in denen die Tatsachen nicht mehr recht lebendig angeschaut sind oder in denen sich eine gewisse Schablone der Darstellung verrät. Aber in der Hauptsache kann man den Wert dieses Teiles kaum überschätzen. Ermöglicht uns doch eigentlich nur diese zusammenhängende Erzählung, die zerstreuten Nachrichten der Paulusbriefe dort einzureihen, wohin sie gehören, und auch die Briefe des Paulus chronologisch leidlich zu ordnen. Den Glanzpunkt des Ganzen aber bilden ohne Frage eben die Wirstücke. Namentlich die Schilderung der Seereise des Paulus und des Schiffbruches vor der Ankunft in Rom ist ein wahres Meisterstück knapper, Tatsache an Tatsache reihender, in jedem Zuge

das Selbsterlebte verratender Schilderung. Wer sich einmal in einer stillen Stunde in dieses 27. und 28. Kapitel versenkt, wird das ohne Mühe erkennen. Nebenbei wird ihm hier auch Paulus, der große Apostel, selbst in einer sehr sprechenden und sehr sympathischen Weise nahe treten. Man gewinnt den bestimmten Eindruck, daß er der einzige ist, der in der großen Gefahr, die dem Schiffe und den Menschen droht, nicht den Kopf verliert, der durch die überlegene Art seiner Haltung, durch seine Ruhe und Vernunft selbst dem heidnischen Schiffspersonal imponiert.

Der Verfasser nennt sich in diesem Buche ebensowenig als im dritten Evangelium. Die Ueberlieferung nennt ihn Lukas, den Reisegefährten und Schüler des Paulus. Ob diese Ueberlieferung richtig ist, darüber herrscht unter den Kritikern noch keine Einigkeit. Nicht wenige urteilen, daß ein vertrauter Genosse des Paulus manches in diesem Buche nicht wohl habe schreiben können, da es den wirklichen Vorgängen schon zu fern steht. Sehr denkbar wäre, daß Lukas die Wirquelle geschrieben hat, und daß sich so die Ueberlieferung erklärt, die ihn zum Verfasser des ganzen Buches macht. Die Apostelgeschichte ist jedenfalls etwas später als das Lukasevangelium geschrieben. Hienach, aber auch nach anderen Fingerzeigen wird sie kaum vor dem Jahre 100 verfaßt sein, aber auch nicht viel später.

Der Apostelgeschichte reihen wir zunächst die acht Briefe an, die das Neue Testament außer den echten und unechten Paulusbriefen umfaßt. Unter ihnen ist der größte und in vieler Hinsicht der bedeutendste der H e b r ä e r b r i e f, er will jedenfalls ganz für sich betrachtet sein. Der Hauptinhalt dieses Schriftstücks ist theoretischer, lehrhafter Art. Es kommt dem Verfasser darauf an, die Herrlichkeit der Offenbarung in Christus,

die Größe und Würde des Neuen Bundes nachzuweisen. Er tut das, indem er eine Fülle von alttestamentlichen Begriffen und Einrichtungen zum Vergleiche heranzieht. Moses, das alttestamentliche Priestertum, insbesondere das Hohepriestertum, die Opfer des Alten Testaments und andere Dinge werden besprochen, und überall wird gezeigt, wie dies nur ein schattenhaftes Vorbild sei, von dem was in Christus erschien. Er ist das wahre Opfer, er der wahre Hohepriester, der ewige Hohepriester, der eine Erlösung für immer gestiftet hat. Es ist nicht zu verwundern, daß dem modernen Leser diese Vergleichungen besonders fremdartig und vielfach auch schwer verständlich scheinen. Denn alle diese Opferbräuche, diese Bestimmungen über das Hohepriestertum, die damals zur Erläuterung und Beleuchtung der christlichen Religion verwendet wurden — heute bedürfen sie selbst erst der Erläuterung und Beleuchtung, weil sie für den heutigen Leser ganz in die Ferne gerückt sind. Uebrigens sind diese fast gelehrten Ausführungen, die der Verfasser über das Verhältnis des Alten und Neuen Bundes gibt, doch nicht das einzige, was der Brief enthält. Es fehlt auch nicht an kräftigen Gedanken praktischer Religiösität, man lese z. B. wie der Verfasser über die christliche Standhaftigkeit und Geduld redet oder über die Trübsal als eine göttliche Züchtigung und Erziehung.

Die Ueberschrift, die diesem Briefe später hinzugefügt oder besser vorangestellt wurde: an die Ebräer, ist geeignet, den Leser irrezuführen. Das Schriftstück ist keineswegs für Palästinenser bestimmt, es ist überhaupt nicht für judenchristliche Leser geschrieben. Der Anschein spricht allerdings zunächst dafür, weil so viel vom jüdischen Kultus die Rede ist. Aber in neuerer Zeit hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß tatsächlich auf jüdisch geborene Leser gar nichts hinweist.

Denn der Verfasser spricht keineswegs von den jüdischen Einrichtungen und Bräuchen seiner Zeit und schweigt z. B. vom Tempel ganz und gar; er hat vielmehr lediglich die Aussagen der Schrift Alten Testaments vor Augen, und für diese war auch bei den Heidenchristen ein Interesse vorhanden. Wenn er aber vor dem Abfall warnt, so denkt er nicht etwa, daß seine Leser geneigt wären, zum Judentum zurückzukehren, er hat vielmehr einfach die Gefahr im Auge, die die Zeiten der Verfolgung – in einer solchen lebt der Verfasser – mit sich zu bringen pflegten, die Gefahr, den christlichen Glauben preiszugeben und zu verleugnen.

Die Person des Verfassers ist uns unbekannt. Im Morgenlande hat in alter Zeit Paulus dafür gegolten: aber er kann diesen Brief aus vielen Gründen nicht geschrieben haben. Eine abendländische Ueberlieferung, die schon um das Jahr 200 nachweisbar ist, nennt Barnabas als Verfasser. Auch das wird nur eine Vermutung sein, und, wie mich dünkt, keine wahrscheinliche. Luther riet auf den aus dem 1. Korintherbrief und der Apostelgeschichte bekannten Apollos, andere nannten Lukas oder Silas. Alles reine Hypothesen. In neuester Zeit wollte Harnack wahrscheinlich machen, daß die im Neuen Testament mehrfach genannte Priscilla die Verfasserin sei. Aber er hat keinen Beifall gefunden, er ist sogar widerlegt worden, nach einem Damenbriefe sieht dieses Schriftstück ja auch nicht aus. Wir müssen uns bescheiden, hier nichts zu wissen. Das aber läßt sich vom Verfasser unbedingt behaupten, daß er ein ganz besonders gebildeter Christ gewesen sein muß. Nicht bloß wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnis des Alten Testaments und wegen der virtuosen Art, wie er es verwendet, sondern auch wegen seines Stiles und seiner Darstellung. Der Hebräerbrief zeigt das beste und eleganteste Griechisch unter allen Schriften des Neuen Testaments. Es finden sich auch deutliche Spuren,

daß der Verfasser ein literarisch und rednerisch gebildeter Mann ist. Man darf wohl vermuten, daß er als ein angesehener Lehrer in einer Gemeinde gewirkt und sie mit seinen Vorträgen erbaut hat. Allein noch etwas anderes können wir von ihm mit Sicherheit behaupten, und gerade dies ist es, was die theologische Forschung ganz besonders interessiert hat.

Es gab in jener Zeit sozusagen eine doppelte Art des Judentums. Das eine ist ein Judentum, wie es uns die Pharisäer und Schriftgelehrten der Evangelien repräsentieren, ein fest an das Gesetz der Zeremonien und die zahlreichen von den Rabbinen dazu gemachten Zusätze gebundenes, durchaus von dem Gedanken an die Erwählung Israels beherrschtes und insofern national empfindendes Judentum, das seinen Hauptsitz in Palästina hatte. Daneben war aber draußen in der Diaspora ein anderes Judentum aufgekommen, ein erweichtes, die jüdische Eigenart stark abschleifendes Judentum, das eigentlich nur die Lehre von dem einen Gotte, die Moral und die Anerkennung des Alten Testaments mit dem echten Judentum gemein hatte, im übrigen aber sich stark den Einflüssen öffnete, die von der griechischen Bildung herkamen, wie sie damals die Welt beherrschte, und das darum als hellenistisches Judentum bezeichnet zu werden pflegt. Die wichtigste Pflanz- und Pflegestätte dieses hellenistischen Judentums war Alexandria, damals ein Bildungszentrum allerersten Ranges. Hier aber lebte ungefähr zur Zeit Jesu der jüdische Publizist und Philosoph Philo, und in ihm hatten sich die philosophischen Ideen der Griechen mit den Resten des Judentums in einer besonders eigenartigen und charakteristischen Art verschmolzen.

Bei dem Verfasser unseres Hebräerbriefes können wir nun deutlich sehen, daß er die Luft dieser alexandrinischen Philosophie oder Theologie geatmet, wahrscheinlich sogar die

Schriften Philos selbst gelesen hat. Das Eigentümliche seiner Schrift liegt zum Teil darin, daß er die dorther bezogenen Anschauungen mit seinem Christenglauben verbunden hat. Allerdings sind seine Gedanken selbst nicht eigentlich philosophischer Art, sein Glaube ist der Sache nach im wesentlichen der Glaube anderer damaliger Christen. Aber das Kolorit seiner Gedanken zeigt den alexandrinischen Einfluß. Z. B. macht er von Christus ganz ähnliche Aussagen wie Philo vom sog. göttlichen Logos, der Weltvernunft, die sozusagen die Brücke zwischen Gott und Welt bildet. Die Ansicht, daß der Verfasser seinen Brief für die Christen Jerusalems geschrieben habe, hat man neuerdings, wie schon angedeutet, durchweg aufgegeben: die meisten lassen ihn für Christen in Rom bestimmt sein. Ich teile diese Meinung nicht, möchte vielmehr glauben, daß das Schriftstück überhaupt gar kein Brief ist, sondern in Wahrheit eine lehrhafte und erbauliche Abhandlung. Wirklich brieflich ist nur das letzte Kapitel gehalten – eine Adresse fehlt ja ganz –, hier ist aber meines Erachtens das Briefliche nur Formsache, nur Einkleidung, wie wir Aehnliches schon bei den unechten Paulusbriefen beobachtet haben. Nun ist aber am Schlusse von der Befreiung des Timotheus die Rede, ebenso auch von der Befreiung des Verfassers selbst. Diese Aeußerungen und auch ein paar andere Punkte legen den Gedanken an die Gefangenschaft des Paulus sehr nahe. Ich möchte deshalb vermuten, daß der Verfasser sein Schriftstück mit diesem Schlusse hat als Paulusbrief stilisieren wollen. Die Abfassungszeit wird man am ehesten in die Jahre 85—95 n. Chr. setzen. Später kann sie nicht fallen, da ein in den Jahren 96–98 entstandenes Schreiben der römischen Gemeinde an die korinthische, das wir unter dem Namen des 1. Clemensbriefes noch besitzen den Hebräerbrief bereits benutzt hat.

Die sieben kleineren Briefe, die außer dem eben besprochenen noch zu beleuchten sind, bilden innerhalb des Neuen Testaments eine Gruppe, und sie pflegen unter einem gemeinsamen Namen zusammengefaßt zu werden. Es handelt sich, um zunächst die üblichen Namen anzuwenden, um die beiden Briefe des Petrus, den Brief des Jakobus, den des Judas und drei Briefe des Johannes; die gemeinsame Bezeichnung für sie aber ist der Name: katholische Briefe. Dabei darf man nicht etwa an katholische Lehre oder katholische Kirche denken. Der Name will vielmehr besagen – katholisch heißt ja allgemein –, daß diese Briefe nicht an eine einzelne Gemeinde gerichtet sind, sondern an die ganze Kirche, oder der Titel katholisch will sie als Rundschreiben, Zirkularschreiben charakterisieren.

In der Tat lehrt ein Blick auf die Adressen dieser Briefe, daß damit wirklich eine Eigentümlichkeit wenigstens der meisten dieser Briefe bezeichnet ist. Der Jakobusbrief ist z. B. gerichtet an die zwölf Stämme in der Zerstreuung, das will sagen an die ganze Christenheit, die über die Welt zerstreut ist. Aehnlich allgemein sind die Zuschriften im 2. Petrus- und Judasbriefe, der 1. Petrusbrief zählt in der Adresse wenigstens eine Menge großer Provinzen auf, in der seine Leser zu suchen wären: Pontus, Galatien, Kappadokien, die Provinz Asien und Bithynien. Nur mit den drei Johannesbriefen hat es eine besondere Bewandtnis. Der 1. Johannesbrief hat überhaupt keine Adresse, konnte aber eben deshalb auch leicht als ein allgemeines Rundschreiben erscheinen; der 2. Johannesbrief richtet sich an eine auserwählte Herrin und ihre Kinder, der 3. an einen gewissen Gajus. Diese drei Johannesbriefe wollen wir zunächst aus der Betrachtung ausscheiden. Bei den andern vier erkennen wir jedenfalls leicht, daß die Allgemeinheit der

Adresse nicht bloß ein äußerliches Merkmal der Briefe ist, sondern uns sofort einen Schlüssel für ihr Wesen gibt. Briefe, die an die ganze Christenheit adressiert sind oder an Provinzen größer als das deutsche Reich, konnten niemals bestellt werden, mit andern Worten, es sind überhaupt keine wirklichen, auf ein bestimmtes Publikum berechneten Briefe, sondern Schriftstücke, die nur die Briefform tragen, also sozusagen literarische Briefe, Ansprachen, predigtartige Darlegungen oder — wie der 1. Petrusbrief — Flugblätter, als Briefe stilisiert. Dieser Auffassung entspricht nun auch der Inhalt der Briefe. Die echten Briefe des Paulus zeigen überall eine große Fülle von Anspielungen auf konkrete Verhältnisse, bestimmte Personen, besondere Vorkommnisse. Das fehlt hier. Es werden durchweg nur Dinge berührt, die die ganze Christenheit angehen, sei es das Auftauchen von Irrlehrern, sei es der Eintritt von Gefahren, wie sie die Christenverfolgungen mit sich brachten. Wir haben ja auch sonst schon solche Schriftstücke kennen gelernt, z. B. eben im Hebräerbrief, aber auch im Epheserbrief, in den Briefen an Timotheus und Titus.

Diese Eigentümlichkeit der Schriftstücke, diese Gewißheit, daß es eigentliche Briefe gar nicht sind, führt nun aber sofort weiter zu der Vermutung, daß dann alles, was zur brieflichen Einkleidung gehört, eben nur Einkleidung ist, mit andern Worten, daß sie nicht wirklich von den apostolischen Männern herrühren, deren Namen sie tragen. Es sind pseudonyme Erzeugnisse, darin sind in der Tat alle unbefangenen Forscher heute einig. Nur wollen wir uns hier wieder daran erinnern, daß solche pseudonyme Schriftstellerei nach damaligen Begriffen nicht einfach unter den Begriff der Fälschung zu stellen ist. Wir haben ja gesehen, daß sie vielmehr in jener Zeit einen weitverbreiteten Brauch darstellt, der nur nach den eigenen

Begriffen der Zeit zu beurteilen ist; die Verfasser selbst aber waren nicht der Meinung, eine Fälschung zu begehen, wenn sie ihre Schriftstücke unter dem Namen eines Petrus oder Jakobus ausgehen ließen und ihnen dadurch eine erhöhte Beachtung sicherten. Trügt nicht alles, so hat aber gerade die Tatsache, daß von Paulus wirkliche Briefe vorhanden waren und sich rasch in der Christenheit verbreiteten, dazu angeregt, daß nun auch spätere Christen in derselben Form zur Kirche zu reden sich anschickten, in der der große Apostel es getan hatte.

Die nähere Untersuchung der einzelnen Briefe bestätigt nun reichlich, daß die Verfassernamen, die sie an ihrer Spitze tragen, uns nicht die wirklichen Verfasser angeben. Am frühsten und allgemeinsten hat sich dies Urteil durchgesetzt beim 2. Petrusbriefe. Dieser Brief ist geschrieben, um Leuten entgegenzutreten, die behaupteten, die geweissagte und erwartete Wiederkunft Christi sei nicht eingetreten, es sei alles geblieben, wie es zu der Väter Zeiten gewesen sei, und es sei töricht, noch weiter auf die Wiederkunft des Herrn zu rechnen. Schon dies versetzt uns in eine spätere Zeit, denn in der ältesten Zeit ist die Hoffnung auf das Kommen Christi lebendig. Dazu kommt, daß ein Kapitel dieses Briefs fast ganz eine Umarbeitung und Wiederholung des kleinen Judasbriefes ist. Der Judasbrief ist eine scharfe Bekämpfung gewisser Irrlehrer, es sind jene Gnostiker, denen wir schon bei den Pastoralbriefen, den Briefen an Timotheus und Titus, begegnet sind, eine Richtung, die das Christentum zu verflüchtigen drohte und mit allerlei fremdartigen Spekulationen vermengte, die mitunter auch das christliche Sittengesetz gefährdete, indem sie behauptete, dem der die rechte Erkenntnis habe — dies bedeutet der Name Gnostiker — sei alles erlaubt, er könne tun und lassen, was er

wolle. Dieser Gnostizismus war der gefährlichste Gegner der Kirche etwa seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts, um so gefährlicher, als er zunächst nicht außerhalb der Kirche stand, sondern ebensogut auf den christlichen Namen Anspruch erhob wie sie und vielfach mitten in den Gemeinden Wurzel faßte. Der Kampf gegen ihn ist lange Jahrzehnte hindurch die Hauptsorge der Kirche gewesen. Aus diesem Kampfe ist also der kleine Judasbrief hervorgegangen, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er nicht vor den Jahren 110—140 geschrieben wurde. Wenn nun der 2. Petrusbrief ihn kopiert, so muß er noch eine Weile später entstanden sein. Dafür liegt aber noch ein anderer Anhaltspunkt vor: dieser Brief kennt schon eine größere Sammlung von Paulusbriefen, und aus der Art, wie er über diese Briefe spricht, erkennt man, daß er schon eine Art heiliger Schriften in ihnen sieht. Schon hienach ist eine Abfassung vor dem Jahre 150 ziemlich unwahrscheinlich, möglicherweise fällt der Brief noch etwas später. Wir haben hier also vermutlich das späteste Stück des Neuen Testament vor uns, ca. 100 Jahre nach dem frühsten, dem ersten Thessalonicherbrief des Paulus, entstanden. Bemerkenswert ist, daß dieser Brief mit sichtlicher und besonderer Geflissentlichkeit darauf ausgeht, den Eindruck zu erwecken, als sei wirklich Petrus der Verfasser. Z. B. behauptet der Briefsteller, er sei Augenzeuge der Verklärung Christi gewesen.

Aelter ist sicher der erste Petrusbrief, und wir dürfen hinzufügen, eine Schrift von weit höherem religiösem Werte. Für ihn ist die wichtigste Erkenntnis, daß er einer Zeit entstammt, da die Christen schwer von außen bedroht sind. Es hat sich eine Wolke über ihren Häuptern zusammengeballt, sie werden verfolgt wegen des Christennamens, und es sind nicht bloß die privaten Verspottungen, Verleumdungen, An-

feindungen, die sie von den Heiden zu fürchten haben, sondern schon hat sich, man kann dies deutlich aus dem Briefe erkennen, die heidnische Obrigkeit ins Mittel gelegt, fordert die Christen vor ihr Tribunal und droht ihnen den Prozeß zu machen. Diese Situation gibt dem ganzen Schreiben seine Färbung, sie beherrscht eigentlich jedes Wort. Der Verfasser weist angesichts der Leiden auf die herrliche Christenhoffnung hin, die für die kleine Trübsal der Gegenwart einen großen Ersatz verheißt, aber damit begnügt er sich nicht; vor allem liegt es ihm am Herzen, seinen Brüdern einzuschärfen, daß sie die Gegner durch einen tadellosen Wandel entwaffnen und von ihrem Unrecht überführen müssen. Auch sollen sie der Obrigkeit allen schuldigen Gehorsam erweisen, um sie nicht zu reizen. Der Verfasser erscheint so als ein Mann, der, so fest er an seinem Glauben hält, doch mit großer Besonnenheit die Zeit beurteilt, den Christen seiner Tage wirklich zum besten zu raten weiß, als ein Mann, bei dem die Kraft des Glaubens und der Hoffnung und die sittliche Gesinnung in schönem Gleichgewichte stehen. Nun hat aber eine so allgemeine und weitgreifende Verfolgung der Christen zu Lebzeiten des Petrus nicht stattgefunden. Schon darum, aber freilich auch noch aus andern Gründen, kann Petrus nicht der Verfasser sein. Eine Verfolgungszeit, wie sie der Brief voraussetzt, läßt sich nachweisen erst für die letzte Zeit der Regierung des Kaisers Domitian, der von 81—96 herrschte, und dann wieder für die Regierung des berühmteren Trajan, von 98—117. Unter einer dieser beiden Regierungen wird der 1. Petrusbrief geschrieben sein.

Einen wesentlich andern Charakter zeigt der Brief des Jakobus. Der Verfasser tritt mit seiner Persönlichkeit hier gänzlich zurück. Das einzige, was noch daran erinnert, daß

das Schriftstück ein Brief sein will, ist die Adresse und die mehrfach wiederkehrende Anrede „ihr Brüder". Selbst ein brieflicher Schluß fehlt. Inhaltlich handelt es sich um eine predigtartige Ausführung, vielfach in Spruchform gehalten: im Mittelpunkte steht der Gedanke, daß das Christentum durch die Tat und gute Werke bewährt werden muß, und daß ein Glaube, der diese Bewährung vermissen läßt, nur ein eitles und hohles Ding ist. Luther hat diesen Brief ungünstig beurteilt, freimütig bezeichnete er ihn als eine stroherne Epistel. Dies Urteil ist jedenfalls unbillig, Luther maß den Brief einseitig an der Rechtfertigungslehre des Paulus, da er diese nicht vertritt, sogar Aeußerungen macht, die mit ihr nicht stimmen, war er ihm unsympathisch. Man kann aber nicht verkennen, daß der Verfasser in durchaus achtungswerter und vielfach sogar körniger und markiger Weise ein praktisches Christentum verkündigt. Darin hat Luther dagegen ganz recht, wenn er meinte, diesen Brief habe nicht ein Apostel, sondern irgend ein guter, frommer Mann geschrieben. Einer der bekannten Jakobus kann in der Tat der Verfasser nicht sein, weder einer der beiden Apostel des Namens, noch der berühmtere Bruder des Herrn, der höchst wahrscheinlich in der Adresse gemeint ist. Die Gründe hiefür sind nicht wenige. Für einen Jerusalemer schreibt der Verfasser schon ein viel zu gutes Griechisch. Aber es läßt sich auch zeigen, daß er bereits den ersten Petrusbrief benutzt hat. Ferner bekämpft er zwar nicht Paulus selbst, wohl aber Leute, die mit seiner Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben die Mängel ihres sittlichen Lebens beschönigen, und vom Gesetze der Freiheit spricht er in einer Art, wie sie den Schriftstellern des 2. Jahrhunderts verwandt ist. Ins 2. Jahrhundert wird er denn auch gehören. Er dürfte in die Zeit zwischen 110 und 140 fallen.

In den Anfang des 2. Jahrhunderts, aber wohl etwas früher als der Jakobusbrief, fallen endlich auch die drei Johannesbriefe. Ueber diese nur ein paar Andeutungen. Der größere erste Brief stammt ohne Zweifel vom Verfasser des Evangeliums Johannis und die beiden kleinen wahrscheinlich auch. Damit ist schon gesagt, daß nicht der Apostel Johannes ihr Verfasser ist. Der erste Brief enthält viele schöne Gedanken, wie daß Gott die Liebe ist, und daß nur der der Liebe Gottes teilhaftig wird, der den Bruder liebt und die Gebote Gottes hält. Gleichwohl will er keineswegs bloß diese Wahrheiten im allgemeinen predigen, sondern er ist in gewissem Sinne ebenso eine Kampfesschrift wie nach unserer letzten Betrachtung das Evangelium Johannis. Nur richtet sich das Evangelium gegen das feindliche Judentum, der Brief hat es dagegen mit Irrlehrern innerhalb der Christenheit zu tun, und zwar ebenfalls mit Gnostikern, namentlich mit solchen, die da behaupten, daß der von oben gekommene Christus gar nicht wirklich Fleisch geworden und mit der geschichtlichen Person Jesu nur scheinbar identisch sei. Einen Verfassernamen trägt der Brief überhaupt nicht. Dagegen steht über den beiden kleinen auffällig gleichmäßig stilisierten Johannesbriefen als Bezeichnung des Verfassers: der Alte oder der Aelteste (der Presbyter). Manche sehen darin jenen Presbyter Johannes, der in Kleinasien gelebt hat, und schreiben ihm wie das Evangelium, so auch diese Briefe zu, andere dagegen meinen, auch hier sei das Briefliche nur Formsache.

Außer diesen drei Briefen und dem Evangelium des Johannes gibt es im Neuen Testament nun aber noch eine 5. johanneische Schrift, und diese trägt den Namen Johannes an der Spitze, ohne sich freilich als Werk des Apostels zu bezeich-

nen, was sie auch nicht wohl sein kann. Der ganzen Art nach aber, dem Stil wie dem Inhalt nach ist sie außerordentlich von den andern Schriften des Johannes verschieden, so daß es den meisten als eine ausgemachte Sache gilt, daß sie nicht vom gleichen Verfasser herrührt: ich meine die Offenbarung des Johannes, die letzte Schrift unseres neutestamentlichen Kanons, die letzte auch, bei der unser Ueberblick verweilen muß.

Es ist eine Schrift von höchster Eigenart, das empfindet jeder Leser sofort; nicht eine einzige der anderen Schriften des Neuen Testaments ist ihr näher verwandt. Nur einzelne Stücke in den Evangelien, die sich auf die letzten Dinge beziehen, und einige Stellen der Paulusbriefe zeigen einen Hauch desselben Geistes. Aber selbst sie sind noch deutlich vom Hauptinhalt der Offenbarung zu unterscheiden. Der Haupteindruck ist aber für den modernen Leser der einer wunderlichen und wilden Phantastik. Da erscheinen Bilder, die uns so unverständlich und fremdartig anmuten wie nichts anderes im Neuen Testament, — von einem Drachen, der mit seinem Schweife ein Drittel der Sterne des Himmels herunterpeitscht und der ein himmlisches Weib verfolgt, das einen Sohn geboren hat, von Pferden mit Weiberhaaren, von Heuschrecken, die aus dem Abgrund kommen, von einem Engel, der ein Buch verschlingt, von dem Menschensohne, der sieben Sterne in seiner Rechten hält, von einem Tiere, das aus dem Meere aufsteigt mit zehn gekrönten Hörnern und sieben Häuptern, von denen eins tödlich verwundet ist. Schon Luther sagte: mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken, und den meisten Lesern von heute wird das aus der Seele gesprochen sein. Nur einzelne herrliche Sprüche werden sie ausnehmen wie den: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben; denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach (14, 13), und außerdem vielleicht

einen größeren Abschnitt, jene siebe Sendschreiben an die Gemeinden von Ephesus, Sardes, Laodicea u. s. w., die der Seher von dem auferstandenen Christus diktiert bekommen haben will, und in denen in Lob und Tadel ein Urteil über diese Gemeinden und ihre Werke ausgesprochen wird (Kap. 2 und 3). Ja, man darf ohne Uebertreibung sagen: abgesehen von den ersten Zeiten ist dieses Buch immer den meisten Christen wenig sympathisch gewesen, den Theologen vielfach am wenigsten. Nur für die Sekten war es von jeher ein Lieblingsbuch, insbesondere für die, die nach den Zeichen des Weltendes spähten, und überhaupt für solche Christen, deren Frömmigkeit schwärmerische Formen zeigte, oder denen das Geheimnisvolle dieser Bilderwelt erwünschte Nahrung bot für ihre Phantasie. Die geschichtliche Forschung freilich hat ihm auch seit lange ein lebhaftes Interesse gewidmet, sie mußte sich ebenfalls ja durch all die vielen Dunkelheiten und Rätsel gereizt fühlen, in den Sinn einzudringen, und gerade in den letzten Jahrzehnten hat sie in dieser Hinsicht viel Mühe und Scharfsinn aufgeboten und sie hat damit auch wirklich etwas erreicht. Wir sind heute gewiß noch weit entfernt, wirklich alle Einzelheiten zu verstehen, und auch das Buch als Ganzes birgt noch manches Rätsel. Aber wenn an irgend einem Punkte, so ist es hier wahrzunehmen, daß ehrliche Forschung Früchte bringt. Heute sind wir imstande, das merkwürdige Buch auch dem Laien einigermaßen näherzubringen und, wie ich glaube, es ihm auch wertvoller zu machen. Ich kann hier freilich nur versuchen, einige grundlegende Erkenntnisse zu entwickeln, die für sein Verständnis von ganz besonderer Bedeutung sind.

Von grundlegender Wichtigkeit ist zunächst die Einsicht, daß diese Schrift, so wenig sie innerhalb des Neuen Testaments ihresgleichen hat, in Wahrheit doch gar nichts so Einzigartiges

ist. Auch sie gehört einer bestimmten Literaturgattung an und einer ganz besonders weit verbreiteten und durch viele Jahrhunderte ihre Schößlinge treibenden Gattung. Entstanden ist dieselbe auf dem Gebiete des Judentums, sozusagen als ein Nachkomme der echten altisraelitischen Prophetie, ein Nachkomme, der freilich den großartigen Wuchs des Ahnherrn vermissen läßt, und in vieler Hinsicht den Eindruck einer Verkünstelung und Verkümmerung hinterläßt, der aber doch auch etwas von dem Geiste der alten Propheten bewahrt hat. Das erste Buch dieser Gattung, die erste Apokalypse, d. h. eben Offenbarung, die wir besitzen, ist das Buch Daniel, das im Alten Testament unter die Propheten geraten ist, unter die es eigentlich nicht gehört, und das erst in den Jahren 167 bis 165 vor Chr. entstanden ist, das aber jedenfalls für die ganze folgende Literatur der Apokalypsen von größtem Einfluß gewesen ist, und an dem sich z. B. auch unser neutestamentlicher Apokalyptiker genährt hat. Ihm folgen dann Werke wie das Buch Henoch, die Himmelfahrt des Moses, das sogenannte 4. Buch Esra, die Apokalypse des Baruch u. a. Wie von selbst setzt sich dann aber diese Schriftstellerei im Christentume fort. Unsere Apokalypse ist wieder nicht das einzige christliche Exemplar dieser Art, berühmt war z. B. in ältester Zeit auch eine Apokalypse des Petrus, von der vor einer Reihe von Jahren ein größeres Bruchstück wieder entdeckt wurde, schließlich aber erstrecken sich die Erzeugnisse dieser Literatur bis tief ins Mittelalter hinein. Was wollen nun diese Bücher, was enthalten sie? Der Name Apokalypse oder Offenbarung weist unmittelbar darauf hin. Sie wollen Wissen mitteilen über verborgene Dinge, über himmlische Geheimnisse. Dazu gehört mancherlei, z. B. auch Fragen, die die Schöpfung der Welt angehen, aber ganz im Vordergrunde stehen die Geheimnisse

der Zukunft. Und hier wird nun sofort klar, daß es wirklich doch auch religiöse Bedürfnisse sind, die sich in diesen Büchern aussprechen. Manche Offenbarungen muten uns allerdings auch an, als ob es sich nur um die Befriedigung einer religiösen Neugierde handle, die den Schleier lüften möchte von allerhand Dingen, von denen kein Mensch etwas wissen kann. Aber der eigentliche Kern ist doch edlerer Art. Diese Bücher sind großenteils aus der Empfindung eines schweren Drucks, einer trostlosen Gegenwart heraus geschrieben. Die Bedrängnis des Volkes Israel durch heidnische Gewalthaber, die Antastung seiner Heiligtümer liegt wie eine Last auf den Seelen, und nun eilte ihre Sehnsucht in eine bessere Zukunft, eine Zukunft, von der die alten Propheten geweissagt haben, sie malt man aus, sie sucht man zu deuten, ihre Nähe sucht man zu bestimmen. Denn nahe glaubt man einen Umschwung der Dinge, ein mächtiges Eingreifen Gottes. Der Leitstern ist der Glaube an die Treue Gottes und an die Wahrheit seiner alten Verheißungen, und so findet die Seele des Verfassers wie des Lesers religiöse Erhebung in diesen Fernsichten. Mit diesem Inhalte sind nun aber ganz bestimmte formelle Eigentümlichkeiten gegeben. Vor allen Dingen die Vorliebe für eine geheimnisvolle, halb verhüllende, halb entschleiernde Art der Rede, für eine eigentümliche Art der Bildersprache, die das Interesse des Lesers ebenso reizen wie befriedigen soll. Zur Einkleidung gehört dann besonders, daß die Mitteilungen in der Form der Vision gemacht werden. Der Verfasser gibt sich als Seher, er schaut das Verborgene unter Bildern oder berichtet, wie ein Engel ihm dies und das gezeigt, offenbart, gedeutet habe. Vielfach spielt auch das Rechnen eine Rolle, das Berechnen der Zukunft. Bestimmte Zahlen dunklen Charakters aus alten Propheten werden gedeutet, neue Zahlen treten

hinzu: so will man Antwort geben auf die Frage: Herr, wie lange? Wir sehen aus all dem, es ist eine Art Kunstform, die diese Schriftstellerei handhabt. Nicht jeder kann so schreiben, es gehört dazu eine Art Studium, eine gewisse Gelehrsamkeit, ein Bewandertsein in der Welt der Weissagungen, in der Formung und Deutung von Gesichten.

Ein solches Buch ist nun auch unsere Apokalypse Johannis. Wer die jüdischen Apokalypsen kennt, sieht auf den ersten Blick: sie ist mit ihnen blutsverwandt. Ja, in ihr selbst steckt ein gutes Stück Judentum, sie ist in diesem Sinne die jüdischste Schrift des Neuen Testaments, wie denn auch das halbbarbarische Griechisch den Verfasser als einen Judenchristen kennzeichnet. Indessen ist es nun vor allem nötig, die Frage zu stellen: was will denn diese Apokalypse im besonderen? Oder hat sie gar nichts besonderes außer etwa, daß sie nun eben einige christliche Farben zu dem jüdisch gearteten Zukunftsbilde herzubringt? Nein, es ist kein Zweifel, sie ist doch bei aller Abhängigkeit von Vorbildern und bei aller Verwandtschaft mit ihnen ein Werk, das wieder sein eigenes Gesicht hat. Das erkennen wir, wenn wir die Situation zeichnen, aus der sie entstand.

Die Apokalypse schildert zum guten Teile die Dinge, die dem Ende, dem Kommen des tausendjährigen Reiches vorhergehen sollen, man kann sagen das Drama der letzten Not und Drangsal. Diese Not wird als grauenhaft geschildert, aber hinter ihr erhebt sich strahlend das Bild des Siegers Jesus, der über alle seine Feinde triumphieren wird; das Bild des neuen Jerusalems, der Stadt mit den goldnen Gassen, in der dann der Messias herrschen wird. Man sieht, mit wahrer Glut umfaßt der Blick des Sehers diese kommende Zeit: wahrlich, ich komme bald! heißt es von Jesus (22, 12), und der Verfasser gibt

am Schluß des Buches als Echo darauf die sehnsüchtige, innige Bitte: Ja, komm Herr Jesu! Diese brennende Hoffnung auf den Umschwung der Dinge erklärt sich nun daraus, daß der Verfasser in einer Zeit schreibt, wo die Christenheit die Blutprobe zu bestehen hat, wo ihr das Martyrium droht. So sieht der Verfasser die Lage an, die ganze Christenheit geht diesem Martyrium entgegen. Das ist ein Beweis, daß er nicht vor dem Kaiser Domitian, wahrscheinlich aber unter ihm geschrieben hat; in den 90er Jahren des ersten Jahrhunderts dürfte das Buch ausgegangen sein. In dieser Lage nun will der Seher seine Brüder trösten, er will sie vor allem stärken, daß sie standhaft bleiben in ihrem Glauben. Geduld und Treue predigt er ihnen in seinem ganzen Buche. Er feuert sie an durch das Herrliche, was er von den Märtyrern zu sagen weiß: als Sieger schildert er sie. Sie sind die, die gekommen sind aus großer Trübsal, mit weißen, strahlenden Gewändern sind sie angetan, Palmen tragen sie in den Händen (7, 9). Er spricht von den Verheißungen, die dem winken, der standgehalten hat.

Wird uns nicht, so betrachtet, dies Buch sofort menschlich verständlicher? Fühlen wir nicht, wie eine mächtige Glaubenskraft aus ihm redet? Verstehen wir nicht, warum der Verfasser so sehnsüchtig auf das Ende blickt? Jetzt sieht er ja die Zeit der letzten Not hereingebrochen. Füllen sich nicht so manche Worte des Buches mit einem viel lebensvolleren Gehalte? Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (2, 10). Das ist ein Wort, das wahrlich tiefer wirkt, wenn man weiß, daß der Tod da keine Phrase ist, sondern wirklich drohte.

Aber auch eine andere Seite des Buches begreifen wir so: die Glut des Hasses, die daraus spricht, des Hasses gegen das

römische Weltreich. Auch dieser Haß ist ein Erbstück aus dem Judentum, aber er ist doch durch die Lage der Christenheit erst neu entflammt. Denn Rom, und an seiner Spitze der Kaiser, zeigt sich jetzt als der Feind der Christenheit, der sie bis aufs Blut verfolgt. Und er straft nicht nur das Bekennen zu Christus, sondern er sucht die Christen zu etwas zu verführen, was in den Augen des Sehers der größte Greuel ist, nämlich zur Anbetung des Kaiserbildes. Das war damals wirklich die Forderung. Schon orientalische Herrscher hatten sich selbst zum Gegenstande religiöser Verehrung gemacht. Im römischen Reiche hatte sich das fortgesetzt: der sogenannte Kaiserkultus war ein Stück der römischen Staatsreligion, und er wurde besonders dort gepflegt, wo unser Buch entstanden ist, in Kleinasien. So sieht denn der Verfasser nun im römischen Reich und in seinem Kaiser den Feind Gottes, die wahrhaft antichristliche Macht, das Tier, das aus dem Meere kommt und den Namen des Höchsten lästert, selbst aber angebetet wird von den Menschen, und so bricht für sein Urteil jetzt die Zeit des Antichrists herein, die dem Reiche Christi vorangehen muß, und er scheut sich nicht, das seinen Lesern, wenn auch in Bildern, doch verständlich genug zu sagen. Eine Trost- und Mahnschrift für die Christen ist die Apokalypse so zugleich eine wahre Brandschrift wider den römischen Staat.

Atmet so das Ganze wirkliches Leben, so ist es doch auch wieder keine Schrift, die der Verfasser nur so in freiem Wurfe unmittelbar aus dem Herzen geschrieben hätte, es ist vielmehr doch zugleich ein Erzeugnis der apokalyptischen Gelehrsamkeit und Kunst. Und hier nun taucht wieder die Frage auf, wie denn diese ganze eigentümliche Bildersprache des Buches aufzufassen ist. Die meisten werden denken, daß der Verfasser einfach seiner Phantasie freien Lauf lasse und sich alles selber

erdacht habe, auch die Theologen haben dies meist angenommen. Indes ist das nicht durchführbar. Auch die menschliche Phantasie ist an Gesetze gebunden, und hier scheinen solche zu fehlen. Ueberdies glaubt der Verfasser ohne Zweifel an seine eigenen Weissagungen. Wie erklärt sich das, wenn er sich einem willkürlichen Spiele der Phantasie überläßt? Man hat gemeint, man komme hinter die Sache, sobald man alles auf bestimmte Ereignisse der Zeit anwende. Dies ist wohl an einigen Stellen möglich, eben da nämlich, wo es sich um die römische Weltmacht und den Kaiser, das Tier mit den Hörnern und Häuptern, handelt. Aber in den meisten Fällen scheitern diese Versuche. Erst die neueste Zeit hat uns hier wirklich Erkenntnis gebracht, insbesondere gebührt Professor Gunkel das große Verdienst sie angebahnt zu haben. Er hat nämlich erkannt, daß es sich bei all diesen Bildern größtenteils um alte, oft uralte Ueberlieferungen handelt. Der einzelne Apokalyptiker erfindet seine Stoffe in der Regel nicht, sondern er gibt diese Ueberlieferungen weiter, ändert an ihnen, macht Zusätze von Eigenem, aber in der Hauptsache schöpft er aus dem älteren Wissen und Meinen von den zukünftigen Dingen, in dem er seinerseits göttliche Weisheit und Weissagung verehrt. Dadurch aber wird nun klargestellt, weshalb diese Bilder uns meist so unverständlich sind. Sie haben ursprünglich etwas Bestimmtes bedeutet und haben dann diese Bedeutung eingebüßt, werden nun aber gleichwohl in einem anderen Sinne fortgeführt. Sprechen wir konkreter. Die Bildstoffe des Apokalyptikers sind großenteils schon im Judentum vorhanden gewesen; aber manches enthält die Apokalypse, was auch auf dem Boden des Judentums nicht ursprünglich gewachsen sein kann, weil es seinen religiösen Ideen eigentlich widerstreitet. Es stellt sich heraus, daß gewisse Dinge

ihren letzten Ursprung schon jenseits des Judentums haben in heidnischer Religion, und ganz besonders kommt da die babylonische Religion, aber auch die persische und gewisse Mischformen, die aus beiden entstanden, in Betracht. Ich gebe ein paar Beispiele. Der Verfasser sagt im Eingange (1,4): „Gnade und Friede sei euch von dem, der da ist und von dem, der da war und der da kommt und von den sieben Geistern vor dem Throne Gottes und von Jesus Christus". Was meint er mit den sieben Geistern? Das ist zunächst nach christlichen Ideen gar nicht zu verstehen. Nun ist aber weiter auch von sieben Engeln, sieben Fackeln, sieben Leuchtern, sieben Sternen die Rede, die da sind die Augen Gottes. Auch das ist zunächst dunkel. Aber leicht erkennt man noch, daß diese christliche Siebenzahl mit einer Siebenzahl verwandt ist, die das Judentum kennt, wenn es von sieben Erzengeln spricht. Diese sieben Erzengel werden die sieben Geister sein. Wie kommt aber das Judentum gerade auf sieben Erzengel? Die hat es überkommen, und zwar sind es ursprünglich die sieben Planeten, die bei den Babyloniern als Götter galten. Im Judentum wurde die Realität dieser Wesen nicht bestritten, aber Götter konnten neben dem einen Gott nicht existieren, so wurden sie zu Erzengeln vor Gottes Thron herabgesetzt. Das hat der Apokalyptiker übernommen, aber zugleich zeigt sich, daß die babylonische Anschauung ihn doch noch in anderer Weise beeinflußt hat. Daß diese sieben Geister mit sieben Sternen, Fackeln, Leuchtern, sieben Augen Gottes, die gleichsam vom Himmel herunterblicken, zusammenstehen, das erklärt sich unmittelbar daraus, daß es ursprünglich die Planeten sind. Nicht als ob der Verfasser diesen Ursprung seiner Vorstellungen noch gekannt hätte, als ob er selbst von ihnen hätte reden wollen. Aber wir verstehen nun, wie er dazu kommt, diese eigentüm-

lichen Bilder zu gebrauchen, er verdankt sie einer durch viele Geschlechter fortgepflanzten Ueberlieferung.

In Kap. 12 ist von einem Weibe die Rede, das am Himmel ist, deren Kleid die Sonne ist, der Mond unter ihren Füßen, ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupte. Dies Weib gebiert ein Kind, das dann von einem Drachen verfolgt wird. Der Verfasser versteht unter dem Kinde den Messias. Das Weib wäre also seine Mutter. Aber wie käme jemand auch bei der kühnsten Phantasie darauf, die Maria als ein Weib am Himmel zu schildern, und sie mit Sonne, Mond und Sternen in Beziehung zu setzen? Diese Vorstellung weist selber darauf hin, daß es sich hier ursprünglich um eine mythologische Vorstellung handelt: das Weib ist eine Himmelsgöttin und der Drache ist ebenfalls ein mythologisches Wesen. Es liegt hier also ursprünglich eine alte orientalische Göttergeschichte zu Grunde, und wir können solche Geschichten nachweisen. Die ist durch Ueberlieferung und zwar durch den Kanal des Judentums zum Verfasser gelangt, und er hat dem Stoffe nun eine Deutung gegeben, die ihm ursprünglich ganz fremd ist und die seine eigenen religiösen Gedanken zum Ausdruck bringt. So läßt sich auch zeigen, daß der Vorstellung des himmlischen Jerusalem ursprünglich ebenfalls eine mythologische Anschauung zu Grunde liegt. Der Himmel selbst ist als eine Stadt der Götter gedacht. Daher z. B. die Vorstellung, daß die Stadt gleich hoch, lang und breit ist, und daher auch die Vorstellung von einer goldnen, glänzenden Gasse, die hindurchgeht, oder auch von einem Strom, der hindurchfließt: es ist die Milchstraße. Diese Betrachtungsweise schafft wirkliches Verständnis, sie lehrt uns viele Bilder der Apokalypse begreifen, indem sie uns ihren Ursprung erkennen lehrt.

Schließlich sei nur noch ein Punkt erwähnt. Ein theo-

logischer Student war es, der vor einer Reihe von Jahren die Entdeckung machte, daß einige Stücke der Apokalypse ursprünglich von einem jüdischen Schriftsteller verfaßt sein müßten und von unserem Verfasser nur leicht verändert seien. Etwa von jener Zeit an hat man eifrig nach den Quellen der Apokalypse geforscht. Und Hypothese folgte in dieser Beziehung auf Hypothese. Man suchte nachzuweisen, daß der letzte Verfasser eigentlich nur verschiedene Werke zusammengearbeitet habe. Allein ein bloßer Herausgeber ist er doch nicht gewesen, dazu ist das Ganze trotz seiner Buntscheckigkeit wieder zu einheitlich. Die Erkenntnis aber wird freilich bleiben, daß er hier mehr, dort weniger ältere, und insbesondere auch jüdische Stücke, die ihm bekannt waren, aufgenommen und in seinem Buche verarbeitet hat.

Alles in allem wird soviel, hoffe ich, deutlich geworden sein, daß dies Buch in der Tat für den Forscher die interessantesten Probleme enthält, daß es aber auch den Laien ehrwürdig sein muß, wegen der gewaltigen Glaubensenergie, mit der sein Verfasser in einer Zeit schwerster Bedrängnis die Christenheit zu stärken und ihre Hoffnung zu beleben sucht.

Meine letzte Aufgabe ist, mit einigen Worten wenigstens anzudeuten, wie nun diese 27 Schriften, deren Entstehung wir verfolgt haben, zu einer Einheit, zum neutestamentlichen Kanon zusammenwuchsen, d. h. zu einem Buche, das als die erste Norm für den christlichen Glauben und das christliche Leben geschätzt und als inspiriertes Wort Gottes betrachtet wurde.

Die Anfänge eines Neuen Testaments sind etwa ums Jahr 150 anzusetzen. Vorher besaß die Kirche kein Neues Testa-

ment und sie ahnte nicht, daß einmal eins kommen werde. Darum ist aber diese frühste Zeit bis 150 doch nicht bedeutungslos für die Entstehung des Kanons, es ist vielmehr eine Zeit, in der sich sein Werden allmählich vorbereitet.

Wir müssen zunächst fragen: welches waren die Normen, die im Anfange für Glauben und Leben der Gemeinde existierten, welches die Autoritäten, die sie anerkannte, auf die man sich stützte, die man bei Streitfragen anrief?

Da ist zuerst zu nennen das Alte Testament, die Schrift, wie man sagte, oder die heiligen Schriften. Das Alte Testament ging ganz unvermerkt auf das Christentum über, die Kirche wurde also sozusagen mit einer geschriebenen Autorität geboren. Da die Gemeinde aus dem Schoße des Judentums hervorging, versteht sich das eigentlich von selbst. Von den Judenchristen empfingen das Alte Testament aber auch die Heidenchristen, die Verehrung dafür, der Glaube an seine Untrüglichkeit war von vornherein ein sehr wichtiger Bestandteil ihres Christentums. Das Alte Testament blieb zum Teil in der Christenheit, was es vorher bei den Juden war, das große Erbauungsbuch, das Buch der göttlichen Lebenslehre und Moral, das Buch der religiösen Wahreit. Wichtiger aber ist, daß das Buch in anderer Hinsicht seine Bedeutung wesentlich veränderte. Der Hauptgesichtspunkt, unter dem die Christenheit es betrachtete, wurde mehr und mehr der Gesichtspunkt der Weissagung. Man faßte alles, nicht bloß die prophetischen Bücher, sondern auch das Gesetz, auch die Psalmen als eine Sammlung von Weissagungen auf Christus und die mit ihm gekommene letzte Zeit. Das Alte Testament wurde gewissermaßen in dieser Deutung zu einem messianisch-apokalyptischen Werke.

Unmittelbar mit der Gemeinde entstand aber noch eine

zweite Autorität: das waren die Sprüche Jesu. Dabei handelte es sich zunächst noch nicht um Evangelienbücher, sondern um die in freier Ueberlieferung fortgepflanzten Worte Jesu. Aus Paulus können wir sehen, wie er mit diesen Worten gewisse Fragen des Gemeindelebens entscheidet. Sie hatten aber überhaupt anfänglich wesentlich ihre Bedeutung als Lebensregeln, für die Fragen des Glaubens traten sie zurück. Diese Worte Jesu sind nun in der ersten Zeit freilich noch stark im Flusse, ein fest fixierter Buchstabe wie beim Alten Testament existierte noch nicht.

Neben diesen Instanzen können wir noch ein drittes nennen: es gab sozusagen auch lebendige Autoritäten in den Gemeinden, das waren jene Männer, in denen man den Geist Gottes wirken sah, besonders die Propheten, die von der Zukunft weissagten, und sozusagen als wandelnde Apokalypsen einhergingen. Man glaubte, was sie namentlich in der Ekstase sagten, das sei ihnen vom Geiste eingegeben.

Dies alles gilt für die frühste Zeit. Als aber die Christenheit sich bewußt wurde, daß sie bereits eine Vergangenheit habe, da trat eine vierte Größe hervor: das waren die Apostel. Ursprünglich waren sie keine dogmatischen Größen, aber sie wurden es bald und galten dann als die Vertreter der wahren Lehre Christi und damit als die entscheidenden Bürgen für sie. Die zwölf Apostel werden dabei meist als einheitliches Kollegium vorgestellt. Im übrigen handelt es sich dabei anfangs nicht um die Schriften der Apostel. Die Apostel stellen zunächst eine ungeschriebene und deshalb noch unbestimmte Autorität dar.

Offenbar haben wir in diesen Tatsachen gewisse Keimpunkte für ein späteres Neues Testament. Wir ahnen, daß die Entwicklung auf eine besondere Schätzung der Evangelien,

andrerseits der Apostelschriften hindrängt. In dem Momente, wo die Evangelien zu Trägern der Ueberlieferung von Christi Leben wurden, waren sie ja freilich zunächst nur die Gefäße, in denen man das kostbare Kleinod barg, aber man ahnt, daß schließlich die Gefäße selbst zum Kleinod werden mußten. Andrerseits konnte die apostolische Autorität nicht immer so unbestimmt bleiben, wie sie anfangs war. Sobald eine apostolische Literatur da war, mußte sie besonders wertgeschätzt werden. Die hohe Achtung vor den christlichen Propheten ferner kündigt für die Zukunft eine besondere Würdigung prophetischer, d. h. apokalyptischer Schriften an. Endlich ist noch eins hervorzuheben: indem das Alte Testament verehrt wurde, existierte von vornherein eine Richtlinie, nach der sich die ganze folgende Entwicklung unbewußt vollziehen mußte, d. h. wenn einmal christliche Schriften überhaupt eine höhere Geltung als andere zu genießen anfingen, so war das Ziel nicht eher erreicht, als bis sie dem Alten Testament völlig gleichgestellt wurden, als ebenso unfehlbar und inspiriert galten wie dieses.

Indessen ist die Zeit bis 150 noch in anderer Beziehung eine Zeit der Vorbereitung. Ehe christliche Schriften als kanonisch geschätzt und vor anderen ausgezeichnet wurden, mußten sie gesammelt sein. Solche Sammlungen haben in dieser Zeit in verschiedener Art schon stattgefunden, obwohl wir darüber verhältnismäßig wenig wissen. Sicher sind die Briefe des Paulus schon ziemlich früh gesammelt worden. Bei den Evangelien müssen wir annehmen, daß ursprünglich jede Gemeinde, wenn sie überhaupt ein Evangelium besaß, nur eins hatte. Dies wurde dann mit der Zeit auch anderen Gemeinden bekannt. Wie unsere vier Evangelien gerade zusammen gekommen sind, ist noch nicht wirklich aufgeklärt. Uebrigens war die Sammlung und der Austausch nicht bloß Sache der

privaten Tätigkeit. Eine Hauptsache ist vielmehr, daß man anfing, christliche Schriften im Gottesdienste zu lesen und sich gerade zu diesem Zwecke zu verschaffen. Dadurch gewöhnte man sich natürlich auch allmählich daran, diese Schriften besonders zu schätzen.

Dieser ersten Periode stellen wir nun eine zweite gegenüber, die von etwa 150 bis 200 reicht. Dies ist die Zeit, in der sich ein Grundstock des Neuen Testaments entwickelt hat, also in dieser Hinsicht die wichtigste Zeit.

Um 150 haben wir bereits Zeugen, daß die Evangelien neben dem Alten Testament im Gottesdienste verlesen werden, aber sie selbst gelten noch nicht als inspirierte Schriften, sie werden wertgehalten wegen ihres Inhalts, noch nicht als Schriftwerke. Der Bischof Papias von Hierapolis erklärt noch ganz unbefangen, daß er nach der mündlichen Ueberlieferung über Jesu Worte forsche, weil ihm die mündliche Ueberlieferung wichtiger scheine als die in Schriften überlieferte. Auch die Apokalypse Johannis taucht bereits um 150 als eine hochangesehene Schrift auf. Dagegen stehen die Briefe des Paulus bei demselben Justin dem Märtyrer, der uns über die gottesdienstliche Verlesung der Evangelien berichtet, den Evangelien offenbar gar nicht gleich, sie treten ganz zurück. Bei *einem* Manne dieser Zeit aber finden wir schon eine andere Sachlage. Es ist ein Mann, den die Kirche aufs Bitterste haßte, er war ursprünglich von ihr ausgegangen, dann aber darauf bedacht, eine eigene Kirche zu bilden, ohne Frage ein bedeutender Mann, in vielem den Gnostikern verwandt, in vielem nicht: er heißt Marcion. Bei ihm stoßen wir zum ersten Male auf einen eigentlichen Kanon und dieser umfaßt zwei Teile: 1) unser Lukasevangelium, in freilich veränderter Form, es gilt als das Evangelium schlechthin, 2) 10 Briefe des Paulus,

die Hirtenbriefe fehlen. Marcion verehrte den Paulus im Gegensatz zu den anderen Aposteln.

Das ist der Stand der Dinge um 150. Wie anders sind die Verhältnisse um 200. Hier finden wir bei den großen Kirchenlehrern Irenäus von Lyon, Tertullian von Karthago, Clemens von Alexandrien in der Tat bereits ein Neues Testament, hier und dort freilich von verschiedenem Umfange; in Alexandrien namentlich sind die Grenzen weiter, es werden da auch manche Schriften ebenso hoch geschätzt, die heute nicht im Kanon sind. Aus derselben Zeit haben wir auch bereits ein eigentliches Verzeichnis der neutestamentlichen Bücher, das sogenannte Muratorische Fragment. Hier werden 4 Evangelien gezählt, die Apostelgeschichte, dann 13 Paulusbriefe. Daran schließen sich der Judasbrief und zwei Briefe des Johannes; der Jakobusbrief und die Petrusbriefe fehlen noch, während der 1. Petrusbrief anderwärts als kanonisch gilt. Dazu kommt dann noch die Apokalypse Johannis, daneben aber hat die Petrusapokalypse vielerwärts kanonische Geltung, und man sieht deutlich, daß auch eine dritte apokalyptische Schrift, der sogenannte Hirt des Hermas, mancherwärts diese Schätzung genießt, wenn sie sie auch bereits einzubüßen beginnt. Mitten in dieser Aufzählung aber findet sich auch die Weisheit Salomonis, die jetzt in unseren alttestamentlichen Apokryphen steht. Durchschnittlich kann man sagen: es sind um diese Zeit in den Hauptkirchen meist als Kanon angesehen alle unsere jetzigen neutestamentlichen Schriften bis auf den Hebräerbrief, den 2. Petrusbrief, den 2. und 3. Johannesbrief und den Jakobusbrief. Daneben aber haben hin und her noch andere Schriften in ihm gestanden, so ist in Kilikien um 200 das Petrusevangelium als kanonische Schrift in Gebrauch, in Syrien das sogenannte Diatessaron, eine

Evangelienharmonie, nicht unsere vier Evangelien.

Wie hat sich nun in dieser Zeit von 150 bis 200 eine solche Entwicklung vollziehen können? Wir haben gesehen, daß die Schätzung der Herrnworte und den Apostelschriften darauf hindrängte, aber damit ist nicht alles erklärt. Ein Hauptpunkt ist hier nun der Kampf der Kirche gegen den Gnostizismus und andere ihr feindlichen Richtungen gewesen. In diesem Kampfe bedurfte die Kirche fester Beweismittel, sicherer Urkunden, aus denen sie ihr eigenes Recht und das Unrecht der Gegner beweisen konnte. Das ist von wesentlicher Bedeutung gewesen, um das Ansehen dieser Bücher zu steigern. Denn das Alte Testament allein lieferte nicht die nötigen Waffen. Man mußte beweisen können, was die Lehre Christi und der Apostel sei, man mußte auch manches, was sich als apostolisch gab, abweisen können. Dazu kam noch, daß die Gegner wahrscheinlich der Kirche selbst ein Vorbild gaben. Wenigstens scheint Marcion ihr darin vorangegangen zu sein, daß er einen Kanon bildete.

Es bleibt noch eine dritte Periode – bis zum Abschluß des Kanons. Dieser wird am frühesten im Abendlande erreicht, nämlich gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Länger währt es in der morgenländischen Hauptkirche, noch länger in den Teilkirchen des Orients, wie in der syrischen. Hier z. B. setzen sich die vier Evangelien erst im 4. Jahrhundert durch und nicht ohne Kampf.

Der Inhalt dieser Periode ist nicht von gleichem Interesse wie der der vorigen: es handelt sich wesentlich nur um Vervollständigung des vorhandenen Bestandes, um Ausstoßung mancher Schriften, die zeitweilig als kanonisch galten, um die Ausgleichung der Verschiedenheiten in den verschiedenen Kirchen. Gleichwohl zeigt auch diese Zeit noch manche bemerkenswerte Erscheinung, z. B. wäre die Offenbarung des Johannes im

Morgenlande noch im 4. Jahrhundert um ein Haar wieder aus dem Kanon verdrängt worden. Andererseits gewinnt der Hebräerbrief erst jetzt kanonische Geltung im Abendlande. Und erst jetzt setzen sich Schriften wie der 2. Petrusbrief, die kleinen Johannesbriefe und der Jakobusbrief wirklich durch. Es tauchen aber im Kanon auch noch immer neue Schriften auf, z. B. haben die Taten des Paulus zeitweilig großes Ansehen genossen, ein dritter Korintherbrief, ein ganz spätes Machwerk, gewinnt in einzelnen Gegenden Geltung. Die Kirche urteilt ja keineswegs nach historischen Maßstäben über diese Schriften, sondern sie fragt eigentlich nur nach der Lehre, die sie enthalten. Indessen konnte doch das, was erst später auftauchte, nicht mehr Gemeingut werden.

Diese ganze Geschichte des Kanons lehrt uns also handgreiflich, daß die Kirche es ist, die das Neue Testament geschaffen hat. Und die Kirche ist hier nicht etwa die Gemeinschaft aller Gläubigen, sondern in Wahrheit die maßgebenden Theologen und Bischöfe, sie sind die eigentlichen Schöpfer des Kanons. Das zeigt uns noch einmal, daß wir ein Recht haben, die Schriften des Neuen Testaments zum Gegenstand freier Forschung zu machen. Denn die Urteile der Theologen und Kirchenhäupter des 2. bis 4. Jahrhunderts können für uns nicht maßgebend sein, umsomehr als wir wissen, daß diese Urteile oft auseinander gegangen sind. Indessen ist doch eines gewiß. Freilich gibt es einige altchristlichen Schriftstücke, die älter oder ebenso alt sind als eine Reihe neutestamentlicher, es gibt auch solche, wie z. B. die sogenannte Lehre der zwölf Apostel, die einen ebenso hohen oder höheren religiösen Wert haben als etwa der Judas-, der 2. Petrusbrief oder die Briefe an Timotheus und Titus. Dennoch bleibt es im großen Ganzen wahr: daß unter den ältesten christlichen Schriften, die damals

vorhanden waren, die religiös wertvollsten und unter den religiös wertvollen die ältesten in das Neue Testament gelangt sind. Und wer heute aus der ganzen Zahl der damals vorhandenen Schriften seinerseits eine Sammlung von etwa 20 zusammenstellen sollte, er würde in der Hauptsache doch dieselben auswählen müssen, die damals die Kirche ausgewählt hat.

Ich bin am Ende. Ich habe versucht, in gedrängter Kürze und manchmal nur mit eiligen Strichen vorzuführen, wie die heutige theologische Forschung über den Ursprung der neutestamentlichen Schriften denkt. Es sollte ein sachlicher Bericht sein, und ich hoffe, ich habe nichts anderes geboten. Jedenfalls hat mir nichts ferner gelegen als die Absicht, irgend jemand in seinen Gefühlen zu verletzen. Ebensowenig aber wollte ich einem leichtfertigen Absprechen über diese Dinge mit meinen Vorträgen Vorschub leisten.

Gewiß ist es wahr, daß uns die Wissenschaft nötigt, manche ererbte Ansicht über das Neue Testament zu korrigieren. Aber ich glaube, die Wissenschaft gibt uns auch etwas: ich meine, sie macht uns die Schriften des Neuen Testaments auf eine neue Weise lebendig und frisch, denn sie lehrt sie uns verstehen als Erzeugnisse wirklich religiöser Geschichte, als Urkunden, in denen sich das wirkliche Leben, Glauben und Denken der ersten christlichen Geschlechter niedergelegt hat. Der Hauch des Lebens weht uns hier entgegen, es spricht eine reiche, bewegte, ringende, vorwärts strebende Zeit, es sprechen Menschen aus ihnen, die sich mit ganzer Seele, mit Innigkeit, ja mit Glut dem neuen Evangelium hingegeben haben, das die Welt erobern sollte, und die von dem tiefen Ernst beseelt sind, den die echte Religion verlangt.

